

# auftrag

Februar 1988

171

● **auftrag**

Februar 1988

Heft 171 — 28. Jahrgang

3	Taufe	H. F.—M. H.
6	Max Schmidt †	H. F.
7	Im Zeichen der Taube	Anne Babrs
10	<b>Frieden</b>	
	Weltfriedenstag 1988	
12	Gottesdienst im Hohen Dom zu Köln	H. F.
13	Predigt des Diözesanadministrators	Hubert Luthe
15	<b>Empfang</b>	
	Der Vertreter des Wehrbereichdekans	von Schwartzberg
	Der stellv. Inspekteur der Luftwaffe	Hans-Heinz Feldhoff
16	Der Bundesvorsitzende der GKS	Paul Schulz
19	<i>Feierstunde in Bonn</i>	
	Begrüßung	Walter Szelag
20	Festvortrag	
	„Christlicher Friede und Staatenfriede“	Hans Maier
33	„Waffenbrüder in Christo“	Bernard Weigel
38	„Mes chers Camerades!“	Bernard Weigel
43	Dank und Anerkennung	Elmar Maria Kredel
45	<b>Kirche</b>	
	Am Grabe eines Seligen	H. F.
47	Zeichen der Zeit — „Feministische Theologie“	Wilhelm Lehmstämpfer
56	Die Rolle der Christen — Poesie als Widerstand	Walter Loch
62	„Auf den Tod eines Priesters“	Reinhold Schneider
63	Christlicher Widerstand gegen des NS-Regime	Ralf Wittkamp
72	Bericht — Teilnahme an der Bischofssynode	Willy Trost
74	<b>Aus der nahen und weiten Welt</b>	
	Der Besuch von Papst Johannes Paul II in Österreich	Michael Haubl
75	Aufruf und Bitte um Hilfe für den Libanon	Willy Trost
77	Santiago/Chile	Eduardo Cano
79	<b>Aus GKS und PGR</b>	
	Donauwörth	
80	Koblenz	Ute Daumann
81	Wehrbereich II	Gebhard Gerner
83	Passau	Ute Daumann
85	Bonn	Ute Daumann
87	Hammelburg	Eva Albert
	Pöng	Arthur Schopf
89	Freudenstadt	Irmeli Altendorf
91	Wehrbereich VI	Ute Daumann

# Taufe

## *Eine Begegnung*

Unlängst traf ich eine recht ansprechende, resolute Frau, die mit beiden Beinen im Leben steht. Da sie selbst keine Kinder hat, sind die Kinder der Neffen ihre Sorge und Freude.

Nun aber war sie verstört, denn einer der Neffen und seine Frau lehnen die Taufe ihres neugeborenen ersten Kindes ab. Sie sind schon vor etlicher Zeit aus der Kirche ausgetreten. Daß sie aber so weit gehen würden, ihrem Kind die Taufe zu versagen, fand diese Frau unerhört — und wie ich meine mit Recht.

Denn wenn man auch persönlich von der Kirche nichts wissen will, so sollte man doch einem Kind die Taufe nicht verweigern.

Es ist oftmals leider nur ein ausflüchtendes Gerede, wenn von Eltern behauptet wird, daß man den Kindern erst dann die Taufe „zumuten“ wolle, wenn sie selbst entscheiden könnten, ob sie in der christlichen Kirche ihre Glaubensheimat finden wollten. Da erfahrungsgemäß den Kindern im weiteren Leben keine Gelegenheit geboten wird, den Glauben kennenzulernen, sind sie im Entscheidungsalter schlicht unwissend.

Damit laden die Eltern aber eine schwere Schuld auf sich. Warum?

## *Was ist eigentlich die Taufe?*

Die Taufe hat als Sakrament eine dreifache Bedeutung, sie ist

- Sakrament des Glaubens,
- Sakrament des neuen Lebens und
- Zeichen der Eingliederung in die Kirche.

Doch zunächst sollte ein Blick auf die Herkunft geworfen werden.

In fast allen Religionen spielt eine Reinigung mit Wasser eine große Rolle. Das Eintauchen in heilige Flüsse, das Untertauchen unter die Wasser heiliger Quellen ist eine tief verwurzelte religiöse Zeremonie.

Die religiöse Praxis der Israeliten kannte verschiedene Waschungen, um den Menschen auf Kultakte vorzubereiten.

Deutlich wird diese Handlung, wenn man bedenkt, welche Rolle das Wasser in der Heilsgeschichte Gottes spielte.

Gott bändigte durch seinen Geist das Chaos des Wassers (Gen 1,2).

In der Arche Noah sammelte Gott eine kleine Schar Lebewesen vor der großen Flut (Gen 7,17).

Aus Ägypten wurde das Volk Israel befreit, indem Gott es durch das Wasser (Ex 14) führte.

In das Land der Verheißung gelangten die Vorfäter, indem sie den Jordan durchschritten (Jos 4). Ezechiel (um 586 v. Chr.) verkündete dem Volk Israels (Ez 36,25): „Ich gieße rei-

nes Wasser über euch aus, dann werdet ihr rein.“ Und daran an schließt er die Vision von der Auferweckung Israels.

Unter der Drohung des Gerichtes tritt Johannes der Täufer auf (Mt 3,11) und verkündet: „Ich taufe euch nur mit Wasser (zum Zeichen) der Umkehr.“ Dann weist er auf Christus hin, der mit dem heiligen Geist taufen wird.

Mit der Taufe im Jordan bezeugt Jesus nicht nur seine Achtung vor dem heiligen Brauch, sondern dieses Ereignis wird zur feierlichen Proklamation Jesu als Messias. Der Heilige Gott bestätigt Jesus als den Sohn des Vaters. Damit wird dieser Brauch überhöht und erhält sakramentalen Rang. Im Blick auf seinen nahen Tod erklärt Jesus: „Ich muß mit einer Taufe getauft werden, und ich bin sehr bedrückt, solange sie noch nicht vollzogen ist“ (Lk 12,50). In diesen Worten Jesu liegt der Grund für die spätere Lehre des heiligen Paulus: Die christliche Taufe sollte ein Akt der Verähnlichung des Menschen mit Jesu Tod und Auferstehung sein.

Die Kirche der ersten Tage hat dann eine reiche Entfaltung der Tauf liturgie gebracht. Die Zeugnisse in der Apostelgeschichte, in den Paulus- und Petrusbriefen kreist immer wieder um den Gedanken: „im Namen Jesu Christi“ getauft.

### *Die Wirkung der Taufe*

Es gab Zeiten, da glaubte man, daß die Taufe eine automatische Wirkung habe. In der heutigen, sich so realistisch gebärdenden Zeit, muß man sich auf das beschränken, was Lehr gut der Kirche ist.

Die Taufe reinigt uns von der Sünde und ist das Geschenk des neuen Lebens (vgl. 1 Kor 6,11; Apg 22,16). Sie befreit den Täufling aus der Gefangenschaft der Erbsünde und auch von allen persönlichen Sünden.

Erbsünde ist der Zustand der Heillosigkeit des Menschen, seit die ersten Menschen sich gegen Gott auflehnten. Wenn dieser Zwiespalt auch nicht im naturwissenschaftlichen Sinn zu „beweisen“ ist, so ist dennoch unbestritten, daß die Menschen — und zwar jeder einzelne — in der Gefahr lebt, Böses zu tun und Gutes zu unterlassen. Aus dieser Verstricktheit in die Sünde kann sich der Mensch nach alter Erfahrung nicht selbst erlösen. Daraus kann ihn nur Gott befreien. Und diese Befreiung hat Gottes Sohn, Jesus Christus für uns bewirkt. Mit der Taufe werden wir aus der Gnade Jesu zum neuen Leben in Jesus Christus berufen. Wir werden hineingenommen in Tod und Auferstehung Christi. Durch die Taufe wird der Täufling ein für allemal in den Dienst Christi gerufen. In der Seele bleibt ein „unauslöschliches geistiges Prägema l“. Der Täufling kann zwar durch eigene Schuld das neue Leben verlieren, aber die Berufung und die Prägung bleiben.

So ist die Taufe das unverlierbare Sakrament des Glaubens und zugleich das Sakrament des neuen Lebens.

### *Warum aber Säuglingstaufe?*

Nun könnte man sagen, der Täufling kann sich ja noch gar nicht aus freiem Willen für Gott entscheiden. Was soll da die Taufe?

In der Kindtaufe kommt Gottes — allem Tun und Verdienst zuvorkommende — Gnade besonders zum Ausdruck. Man würde dem Kind ein wesentliches Gut vorenthalten, wenn man ihm das Geschenk der Taufe nicht vermitteln würde.

Der Mensch ist als Einzelwesen verantwortlich, aber auf die Gemeinschaft angewiesen. Ohne die Fürsorge der Eltern, der Familie, der Nächsten ist der junge Mensch nicht lebensfähig. Was so im alltäglichen Leben an Fürsorge aufgewendet werden muß, hätte eine fehlende Komponente: das Einbeziehen in die geistige Gemeinschaft der Glaubenden. Diese Gemeinschaft besteht darin, daß man für das Kind betet, daß man alles tut, um es zur Begegnung mit Gott zu führen. So bleibt also für Eltern und Paten die Aufgabe, alles zu tun, um eine christliche Erziehung zu gewährleisten.

Taufe ist aber nicht nur Zeichen, sondern auch Kraftquelle des Glaubens. Aus dieser Quelle entsteht ein Wachstumsprozeß, der zum Ziel hat, in das Geheimnis Christi und den Glauben an ihn hineinzuwachsen. Damit wird die Taufe auch zum Sakrament der Erleuchtung. Es ist also sicherlich ein hohes Gut, dem Kind durch die Taufe am Anfang seines Lebensweges Kraft zum Wachstum im Glauben zu vermitteln.

*Was tun, wenn es einem so geht, wie eingangs geschildert?*

In früheren Jahren war es sehr einfach. Da waren genügend Tanten und Onkel da, die still und heimlich die sogenannte „Nottaufe“ spendeten. Sofern sie sich später um das seelische Wohl der jungen Menschen kümmerten, war das sicher eine gute Sache. Wenn es sich nur um den Vollzug einer Konvention handelte, dann war das sicherlich nicht im Sinne der Kirche.

Man muß sich nämlich klar werden, daß man durch eine solche Taufe zwar zwei Bedingungen des Sakramentes erfüllen kann, nicht aber die leibliche Aufnahme in die Gemeinschaft der Glaubenden. Aber auch hier sollte man bedenken, daß auch die geistige Aufnahme eine Bedeutung hat, schließt sie doch das kleine Kind schon in den Gebetsstrom der anderen Glaubenden ein.

Somit wird man an dieser Stelle keine allgemein gültigen Verhaltensweisen propagieren können.

Man müßte den Eltern verdeutlichen, welchen Schatz sie ihrem Kind vorenthalten, und vorsichtig öfters auf dieses Thema zurückkommen. Aber damit darf man es nicht bewenden lassen. Man müßte dem jungen Menschen im Gebet und — sobald es geht — im Gespräch Begleiter auf dem Weg zu Christus sein.

Außerdem sollte man der Wirkkraft des fürbittenden Gebetes vertrauen.

Gottes Gnade wird dann eines Tages weiterwirken.

H.F. — M.H.

## Max Schmitt †

Im Januar diesen Jahres rief Gott, unser aller Herr, unseren lieben Freund, den Hauptfeldwebel a.D. Max Schmitt, zu sich in die Ewigkeit.

Wenn je von einem Mann in unserem Kreis das „Mehr-sein-als-scheinen“ gegolten hat, dann gilt das von Max Schmitt. Er suchte nie das Rampenlicht der Öffentlichkeit, aber er war da, wo es zu helfen galt.

Sein Wort führte oft zur Versöhnung, seine Heiterkeit löste Probleme und sein waches Verfolgen der Abläufe half, Pannen zu vermeiden.

Er stand seinen Mann, wenn es um Fragen der GKS ging. Er war jederzeit hilfreich zur Stelle. Er hatte den Blick für die Kleinigkeiten, die die Funktion einfacher machen. Er übte sich im Dienen und war ein vorbildlicher Kamerad.

Diese positiven Eigenschaften gründeten in einem tiefen Gottvertrauen. Gott war für ihn, der von der alten Kolpingsarbeit geprägt war, Anfang und Ende sowie der Halt an allen Tagen des Lebens: „Dein Wille geschehe“.

Aus diesem Geborgensein im Glauben bewältigte er seinen Alltag. Vorgesetzte und Kameraden schätzten ihn im und außer Dienst. Auch da, wo man in anderen Maßstäben dachte, respektierte man seinen Glauben. So legte er durch sein „So-Sein“ Zeugnis ab für den, der ihn nun zu sich berufen hat, für Gott und unseren Erlöser Jesus Christus.

Wir wünschen seiner Familie, daß Gottes Gnade den Schmerz lindern möge.

Unser guter Kamerad Max Schmitt wird um seiner stillen Werke willen im Frieden Gottes weiterleben.

H.F.

# Im Zeichen der Taube

## *Pfingstliche Gedanken*

Anne Bahrs

Vor dem Gemeindehaus nahe unserer jungen Trinitatiskirche, die durch eine großflächige Bemalung über dem Portal mit riesen Schriftzeichen mahnt: „Schwerter zu Pflugscharen!“ parken unter lichtgrünen Birken und im rosa Blütenflor stehenden Zierkirschbäumen etliche Autos. Zumeist sind sie alt, klein und ungepflegt. Aber alle sind durch Aufkleber dekoriert. Die weiße Taube auf blauem Grund kündigt von der Lebensauffassung der Autobesitzer und ihrem Engagement. Denn sie ist das Symbol der jungen Menschen im Aufbruch, die sich nicht zufriedengeben wollen mit unserem heutigen Wohlstand, weil sie sich Sorgen um die Zukunft machen in dieser hochtechnisierten Welt. Symbolhaft und zielbewußt stößt die weiße Taube der Gleichgesinnten ins azurblaue Firmament. Die Spitze ihres linken Flügels ähnelt einer geballten Faust, meint das Heute.

Die „Bewegung der Frommen“ mit mystisch-asketischer Lebensauffassung durchzieht in drei Epochen die Geistesgeschichte der Juden. Bereits Pharisäer gehörten wohl zu ihr, mit denen sich Jesus auseinandersetzen mußte. Im Mittelalter bekam diese Bewegung durch die aus Regensburg und Worms stammenden Männer Samuel Kalonymos, Jehuda Chassid und Elezar Rokeach neuen Aufwind. Ihre persönliche Anspruchslosigkeit unterstrich die Forderung nach Nächstenliebe. In selbstlosem Einsatz und Demut trotz elitärer Bildung wirkten sie wie die Orden der Bettelmönche und verschafften ihrer Geistesrichtung Achtung. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts gelang es, durch feinsinnigen Humor die starre rabbinische Gottesgelehrsamkeit gemütvoll zu erwärmen und auch die „kleinen Leute“ zu gewinnen. In dieser dritten Phase, durch die Hinwendung zur Natur und fröhliches Feiern breitete sich die „Bewegung der Frommen“ aus, als hätte sie Flügel bekommen, erfaßte als Chassidismus Polen, Rumänien, Ungarn und Rußland. Der Religionsphilosoph Dr. Martin Buber widmete der Erforschung dieser Lehre, die die Abkehr vom Buchstaben und die Hinwendung zur Natur fordert, „weil Gott sich in jedem Geschöpf offenbart“, viele Jahre.

In der russischen Stadt Witebsk wuchs Marc Chagall mit diesem Gedankengut, das das ausschließlich Böse nicht gelten läßt und daher für jeden Menschen die Möglichkeit der Erlösung zeigt, auf. Hier erfuhr er seine Prägung. Der geniale Maler schuf epocheübergreifende Kunstwerke, in denen seine Menschen, Tiere, Engel in der Gemeinschaft mit Gott durch die Luft schweben.

Marc Chagall malte auch seine berühmt gewordenen Uhren mit Flügeln. Als eigenartiges Symbol überfliegen sie die Zeit, umkreisen mühelos Jahrhunderte, Jahrtausende. Die Zeit überfliegend können sie und wir des Malers Augen gegenwärtig sein lassen bei dem Ereignis der Taufe Jesu im Jordan. Chagall illustrierte die Bibel, in der der Evangelist Matthäus berichtet:

„Kaum war Jesus getauft und aus dem Wasser gestiegen, da öffnete sich der Himmel, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Gefallen gefunden habe.“ (Mt. 3,16–17)

Der Betrachter sieht die Taube, die Noah ausschickte, daß sie erkunde, ob das Wasser und damit die Gefahr zurückweiche. Sie trägt zurückkehrend einen Ölzweig im Schnabel, kündigt vom Land und vom Frieden, denn Gott zürnt den Menschen nicht mehr. Dieses Bild vergleicht er mit der Taube auf blauem Grund, die wahrheit- und friedensuchend über unserm 20. Jahrhundert kreist.

Unter Berufung auf die Erzählung von der Taufe Jesu im Jordan wird seit dem Konzil von Nizäa von der Taube als dem Symbol des heiligen Geistes gesprochen. In der Kunst versinnbildlicht die weiße Taube nun Reinheit und Wahrheit, denn der Apostel Johannes berichtet in Kap. 14, Vers 26 und Kap. 15, Vers 26/27: „Der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird, der wird euch alles lehren. Der Geist der Wahrheit wird zeugen von mir, und auch ihr werdet meine Zeugen sein.“

Wie meisterlich in satten, tonigen Farben hat uns Martin Schaffner aus Ulm um 1624 in seinem Marienzyklus (Wettenhauser Altar) die „Ausgießung des Heiligen Geistes!“ dargestellt! In Münchens Alter Pinakothek können wir auf der Außenseite des rechten Innenflügels im Hochaltar die Szene anschauen, wo am 50. Tag nach Ostern die Apostel und Maria versammelt sind. Die im Renaissancestil erbaute Säulenhalle gewährt den Blick auf die Stadt Jerusalem. Über den Betenden, die noch gebannt sind vom Pfingstwunder, das soeben geschah durch die Kraft des heiligen Geistes, schwebt die Taube. Als hätte ein helles Feuer mit vielen züngelnden Flammen einem jedem von ihnen die Zunge berührt, daß sie sich nun verständlich machen konnten in allen Sprachen. Im Banne dieses Geschehens beschließen die Apostel die Botschaft von Jesus Christus, Sohn Gottes, in die Welt zu tragen. Das ist die Geburtsstunde der christlichen Kirche.

Die Taube, Vermittlerin zwischen Gottvater und den Menschen, die den Aposteln nach gewaltigem Sturm und unter zuckenden Blitzen Geistbote war, ist den schlichten, naturverbundenen Hirten und Bauern wohl eher als wilde Taube mit bläulichem Gefieder bekannt geworden. Sie werden kaum Gelegenheit gehabt haben, die wunderbaren Kunstwerke ihrer Zeit zu sehen. Aber sie überlieferten ihre Wahrheit durch Erfahrung der Natur, die sich stets erneuert, und sie glaubten den Lehren der Bibel. Im Laufe der Jahrhunderte sind heidnische Überlieferung und christliches Ritual in Harmonie verschmolzen. Mit den kräftigen Blüten blauer Schwertlilien, die zahlreich an Gräben und Hängen wuchsen und sich verschwenderisch anboten, schmückten die Menschen zu Pfingsten ihre Häuser und das Vieh zum fröhlichen Fest der Fruchtbarkeit. Der Sage nach sollen die Schwertlilien vom Regenbogen gefallen sein. Weil ihre Blüten so blau sind wie das Federkleid der Wildtauben, wurden sie „Pfingstvögel“ genannt.

Pfingsten — Fest des Geistes, der Schönheit, des Friedens! Möge sich doch auch für uns Gegenwärtige ein Wunder wiederholen, von dem uns die Geschichte erzählt:



Drei Jahre soll es gedauert haben, bis der Franzose Graf Avaux und der Österreicher Volmar sich über Friedensbedingungen einigen konnten, die den Dreißigjährigen Krieg beenden sollten. Gerade am Pfingstsonntag des Jahres 1648 sollen beide zur gleichen Minute die Münstersche Kapuzinerkirche betreten und sich auf der gleichen Bank niedergelassen haben. Volmar sagte zu dem Franzosen: „Wollen wir uns nicht endlich bemühen, doch zu einem Frieden zu kommen?“ Der Graf von Avaux antwortete: „Gott ist mein Zeuge, daß ich alles tun werde, um dazu beizutragen!“ — Noch im gleichen Jahr wurde der Westfälische Friede geschlossen.

Historie oder Legende? — Was macht das Wunder von Pfingsten aus? In einer gewaltigen Sogkraft durchdringt Liebe die Schöpfung, erfaßt alle Kreatur, führt auch die Menschen zueinander. Wahre Liebe ist geistdurchdrungen, ist Kraft. Liebe macht das Wesen Gottes aus, ist nicht sichtbar, aber spürbar. Der Geist von Pfingsten, der heilige Geist, muß Friede heißen, uns lehren, mit dem Herzen zu sehen. Wir sollten, wenn es not tut, in die Haut unseres Widersachers oder Partners schlüpfen, um ihn verstehen zu lernen. Dann wird Pfingsten Freude und Gerechtigkeit bedeuten, das Gefühl von Geborgensein uns umhüllen, ob wir in freier Natur unter Gottes weitem Himmel wandern oder Andacht halten in einer Kirche. Gegenwärtig ist mir noch das Erlebnis im letzten Jahr:

Ich sitze inmitten vieler einheimischer Kirchenbesucher und Touristen im Salzburger Dom. In der Mitte der hohen Kuppel schwebt, umgeben vom großen Strahlenkranz, die weiße Taube über den Gläubigen, die um Frieden beten, damit auch unsere Kinder und Enkel eine Zukunft haben.

# Frieden

## Weltfriedenstag 1988

Papst Paul VI. führte 1969 den Weltfriedenstag ein. Im Heiligen Jahr 1975 gab das Apostolat Militaire International (AMI), die internationale Vereinigung katholischer Soldaten, der auch die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) angehört, die Anregung, diesen jährlichen Weltfriedenstag durch Gottesdienste zu feiern.

Leider ließ es sich nicht ermöglichen, diesen Tag am 1. Januar zu feiern. So kristallisierten sich mehrere Termine heraus.

Im Januar begeht man diesen Tag im Kölner und Bonner Raum und in einigen anderen Wehrbereichen. Dann folgen aber noch während des ganzen Jahres Feiern im gesamten Bundesgebiet, zumeist mit Angehörigen von Truppenteilen anderer Länder.

Zwei Formen haben sich inzwischen herausgebildet. Einmal ist das der beeindruckende große Gottesdienst im Hohen Dom zu Köln. Zum anderen ist das die Feierstunde der GKS in Bonn.

Deutlich werden auf diese Weise zwei Schwerpunkte der Friedensarbeit der GKS deutlich:

- zum einen immer wieder Gott den Herrn um seinen Frieden zu bitten, denn nur dieser ist der wahre umfassende Frieden.
- zum anderen mit allen menschlichen Mitteln — aber aus der Tiefe des Glaubens — über den Frieden und das, was wir Menschen dazu tun können, nachzudenken und immer neue Beiträge für den Frieden zu erarbeiten.

Nicht besonders erwähnt werden braucht, daß der Soldat aus Gebet für den und durch Arbeit am Frieden die Kraft schöpft, seinen Dienst in anderer Weise als bisher zu verstehen: Der Dienst des Soldaten ist als Verteidigung konzipiert, Dienst am Frieden, zum Schutz des Friedens.

Wenn in diesen Tagen das Heft 169/170 als Vorläufer dieses Heftes die katholischen Soldaten erreicht hat, dann wird deutlich, daß das Bemühen um den Frieden eigentlich die Gedanken bereits seit der Gründung des Königsteiner Offizier-Kreises (Vorläufer der GKS) 1960 nicht losgelassen hat. So ist die Friedensarbeit der GKS auch prägend für die Bundeswehr geworden.

Wenn man zuweilen beklagt, daß die GKS nicht bekannt genug sei, so muß man solche Äußerungen nicht an Zahlen messen, sondern an Wirkungen. Wenn Minister und Generalinspekture auf die neue Auffassung von der Ethik des Soldatentums hinweisen und dabei die Innovationen der GKS erwähnen, dann erkennt man, daß die Wirkung der geistigen Anregungen erheblich breiter ist, als man das zunächst an der Basis zu erkennen vermag.

Aber man muß auch bedenken, daß die besten Vordenker neuer Ideen nur einsame Rufer in der Wüste bleiben, wenn sie nicht über Informationsmittel verfügen und wenn ihre Worte nicht bedacht werden.

Daß aber das Gedankengut der GKS immer größere Resonanz im weiten Land findet, geht aus den Berichten der Kreise hervor. Und da haben die Feiern zum Weltfriedenstag eine steigende Zahl.

Die Teilnehmer an den Veranstaltungen sind auch zahlreicher geworden. Und von diesen Tagen nimmt eine breitere Öffentlichkeit Kenntnis. Hier zeigt sich katholische Verbandsarbeit in deutlicher Ausprägung.

### *Köln*

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß solche Veranstaltungen auch von Einzelpersonlichkeiten wenn nicht geprägt, so doch stark beeinflußt werden.

So ist für die Veranstaltung im Dom zu Köln der Wehrbereichsdekan Msgr. Hermann Josef Kusen die treibende Kraft. Aber es zeigte sich auch, als er in diesem Jahr durch einen Unfall zeitweilig das Krankenlager hüten mußte, daß sein Vertreter Militärdekan Manfred von Schwartzberg nahtlos die Veranstaltung verantwortlich leiten konnte. Es machte sich außerdem bemerkbar, daß das hohe Ansehen, das Kusen bei den Kommandeuren besitzt und die enge Zusammenarbeit mit GKS und Pfarrgemeinderäten große Hilfen sind. Sie alle ließen den kranken Wehrbereichsdekan nicht im Stich.

Es muß mit Hochachtung anerkannt werden, daß auch die Bischöfe in Köln der Sache des Friedens im Innersten verpflichtet sind. Hatte schon der verstorbene Kardinal Joseph Höffner dieser Veranstaltung sein besonderes Augenmerk geschenkt, so standen seine Vertreter, z.B. Weihbischof Dr. Klaus Dick, mit gleicher Bereitschaft für eine solche Veranstaltung zur Verfügung.

In diesem Jahr löste der Diözesanadministrator für das Erzbistum Köln, Weihbischof Dr. Hubert Luthe, das Versprechen ein, das Kardinal Höffner im vergangenen Jahr gegeben hatte, diesen Gottesdienst mit den Soldaten zu feiern.

### *Bonn*

Anders geartet ist die Trägerschaft in Bonn. Die GKS in Bonn hat um den Sprecher Oberst Walter Szelag eine „Mannschaft“ gesammelt, die aus aktiven Soldaten, Soldaten a.D., zivilen Angehörigen des KMBA und Ehefrauen besteht. Neben einer Reihe beachtenswerter Veranstaltungen bringt dieser Kreis immer zum Weltfriedenstag eine besondere Note. Wenn hier auch bestehende Verbindungen entsprechend eingeschaltet werden, so ist dennoch der Ideenreichtum und die Energie, mit der diese Planungen in die Wirklichkeit umgesetzt werden, erstaunlich und überraschend.

Nicht umsonst muß man feststellen, daß diese Veranstaltung der GKS die Friedensveranstaltung in Bonn ist. Das gilt nicht nur für Thematik und Rahmen, sondern auch für die Durchführung, die Zahl der Besucher und die Zusammensetzung der Teilnehmer (z.B. sehr viel junge Menschen).

## *Internationaler Soldatengottesdienst*

Am 19. Januar 1988 fanden sich wiederum über 3000 deutsche, belgische, britische und amerikanische Soldaten mit Beamten des Bundesgrenzschutzes im Hohen Dom zu Köln ein, um im Gottesdienst gemeinsam mit dem Diözesanadministrator, Weihbischof Dr. H. Luthe, und je zwei amerikanischen, belgischen und deutschen Militärgeistlichen, darunter der stellvertretende Militärgeneralvikar Prälat Werner Köster, Gott um seinen Frieden zu bitten.

„Frei für Gott, um Frieden zu schaffen“

lautete das Thema des Weltfriedenstages 1988. An der Orgel begleitete Domorganist Prof. Clemens Ganz den festlichen Gottesdienst. Das Musikkorps der Bundeswehr setzte durch die besondere Aufstellung der doppelchörigen Bläserbesetzung eigenwillige und beeindruckende Akzente.

Unter den Gästen sah man

Generalleutnant Storbeck, Stellvertr. Generalinspekteur

Generalleutnant Feldhoff, Stellvertr. Inspekteur der Luftwaffe

Vizeadmiral Mann, Inspekteur der Marine

Generaloberstabsarzt Dr. Voss, Inspektor San.- und Ges.-Wesen

Generalmajor Philippe, Befehlshaber Wehrbereich III

Stadtverordneter Lohmer, Rat der Stadt Köln

Generalleutnant a.D. Windisch.

Der Dom war in diesem Jahr nicht ganz so kalt — das Weihwasser war nicht gefroren —, und so konnte man glauben, daß der Gesang kräftiger klang als zu manch anderer Zeit.

Immer wieder tief beeindruckend ist, wenn unsere ausländischen Kameraden sich so homogen in Wort und Gesang in den Ablauf des heiligen Dienstes einreihen.

Wenn man über die segensreiche Arbeit der Militärseelsorge eines Tages ein geschichtliches Werk verfassen wird, dann muß man feststellen, daß sie auf dem Wege zur Ökumene manchen Schritt vorwärts gewagt hat. Als Verdienst, dessen Tragweite noch nicht abzusehen ist, wird aber die Sammlung aller katholischen Soldaten ohne Rücksicht auf die nationale Zugehörigkeit in der einen Mutter Kirche anzurechnen sein. Soldaten, deren Väter noch Kriegsgegner waren, ja sogar unter den älteren Reserveoffizieren gibt es solche, die noch vor 40 Jahren Feinde waren, sind heute Brüder im Glauben an den einen Herrn.

Was in Lourdes so segensreich begann, wirkt sich immer weiter aus. Auch das läßt die Hoffnung auf mehr Frieden auf dieser Erde erhalten.

In Anlehnung an Jes 9,1—6 und Mt 5,14—16 sagte der Bischof:

Was halten Sie von folgenden Sätzen: „Wie könnte wohl ein Mensch glücklich sein, der irgendwem dient? — Und jetzt will ich dir klipp und klar sagen, was von Natur das Schöne und Rechte ist: Wer wahrhaft leben will, der muß seine Wünsche und Begierden so groß und stark werden lassen, wie nur möglich. Und dann muß er imstande sein, sie zu befriedigen mit all der Kraft und Intelligenz, die er besitzt. Aber das bringen eben die meisten nicht zuwege! . . . Du behauptest immer, die Wahrheit zu suchen. Die Wahrheit aber sieht doch so aus: Ungehindert genießen können und dabei über sämtliche Mittel und Hilfsquellen verfügen — das heißt ‚gut‘ und glücklich sein“ (Platon, Gorgias 491e-492c nach Josef Pieper, *Kümmert euch nicht um Sokrates*, München 1966, 65f.). Ich würde Sie gerne raten lassen, woher diese Sätze stammen. Sie sind 2400 Jahre alt. Der griechische Philosoph Platon legt sie dem Sophisten Kallikles in den Mund. Aber sind sie so weit entfernt von einer Reklame für das Herforder Pils, die ich vor acht Tagen las? „Leute mit gutem Geschmack erkennt man auch so: sie leben, wie sie wollen — und genießen, was gut ist — wann immer es ihnen paßt.“

Und jetzt stellen wir uns vor, nach diesen Regeln dürften, müßten wir leben. Nicht als solche, die so tun, sondern als die, denen es angetan wird. Als solche also, die das Tun nicht zuwege bringen. Und stellen wir uns vor, überall ginge es so zu. Was wäre das für eine Welt? Oder gibt es sie nicht schon, hie und da? Wäre das nicht die Wolfsgesellschaft? Aber ich möchte die Wölfe nicht beleidigen. Und wäre es nicht völlig aussichtslos, in einer solchen Welt den Frieden zu suchen, Frieden schaffen zu wollen? Was nützt es, daß ein Angreifer seine Waffen vernichtet, wenn die Hände, die sie gehalten, und die Herzen, die sie ausgedacht haben, die gleichen bleiben?

„Das Werk der Gerechtigkeit wird der Friede sein“, sagt der Prophet Jesaja, aus dessen Worten wir eben auch die Lesung gehört haben (32,17). Gerechtigkeit schafft Frieden! Gerechtigkeit aber beginnt mit der Rücksicht auf den anderen, auf seine Rechte, auf seine Wünsche, auf seine Nöte. Mit dem Einfühlen in seine Lage. Im Prozeß gegen die Wächter des Konzentrationslagers Majdanek wurde eines besonders deutlich: Diese Menschen waren gänzlich unfähig, sich in die Lage ihrer Opfer zu versetzen. Überall aber, wo ich es an Rücksicht fehlen lasse, wird der andere zu meinem Opfer.

Jesus hat uns die goldene Regel an die Hand gegeben: „Wie ihr wollt, daß die Leute an euch handeln, so handelt gleicherweise auch an ihnen“ (Lk 6,31; vgl. Mt 7,12). Da gibt bei allem, was wir tun, die Aufmerksamkeit auf den anderen, die Rücksicht auf ihn, das Maß vor. Das Herz, das an ihn denkt. Der Blick in den Rückspiegel. Wenn wir Frieden schaffen wollen, muß die Wende nicht da beginnen? Sie ist ein Teil der Wende, die Jesus von uns fordert.

Im Denken, in der Einstellung zum Nächsten! Wieviel Mühe und Kraft und Geist wenden wir zeit unseres Lebens darauf, uns selbst und anderen zu zeigen, daß wir mehr sind als sie: intelligenter, vitaler, erfahrener, einflußreicher, erfolgreicher, angesehener. Es bedeu-

tet schon ein christliches Kontrastprogramm von ungeminderter Aktualität, wenn der heilige Paulus von Philippnern schreibt: „Seid eines Sinnes, einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig, tut nichts aus Ehrgeiz und nichts aus Prahlerei, sondern in Demut schätze einer den anderen höher ein als sich selbst. Jeder achte nicht auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen“ (2,2–4). Und es zeigt auf einen wirklich alternativen Lebensstil, daß der heilige Gregor von Nazianz sagt: „Wenn du mehr sein willst als deine Mitmenschen, dann sei es durch mehr Güte“ (De pauperum amore 14,26).

Von der Wende hatte ich gesprochen, zu der Jesus uns ruft. Im Denken, im Reden oder auch im Schweigen. Wir haben in den letzten Jahren einen traurigen Anschauungsunterricht darüber erhalten, wie man andere Menschen kaputtreden und kaputtschreiben kann, im übertragenen und im wörtlichen Sinne. Als ob es kein höheres Interesse gäbe, als alles, auch das letzte, hervorzuzerren und an die Öffentlichkeit zu bringen, was gegen jemanden spricht, gleichgültig, ob es vier Tage oder vierzig Jahre alt ist, ob es sich beweisen läßt oder nur vermutet werden kann, ob es dem öffentlichen oder dem privaten Bereich zugehört, ob jemand bereut und wiedergutgemacht hat oder in seinem Unrecht verharret. Jeder, der einmal einen Fehler begangen hat und Freunde hatte, die ihn zwar unter vier oder sechs Augen hart zur Rede stellten, ihn aber nicht dem Gerede der Nachbarn preisgaben, weiß, wie wohl das tut. Ein sehr weiser, älterer Mitbruder hat mir vor Jahren gestanden: „Ich habe schon oft bereut, daß ich geredet habe, aber noch nie bereuen müssen, wenn ich geschwiegen hatte.“ „Wie ihr wollt, daß die Leute an euch handeln, so handelt gleicherweise auch an ihnen“, die goldene Regel Jesu als die Grundregel seiner Gerechtigkeit. Im Denken, im Reden, auch im Tun. Oder sind nicht die Nöte, die Wünsche, die Rechte, der Nutzen des Nächsten mehr als nur lästige Grenzen für meine Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung? Grenzen, die man je nach Interessenlage und Durchsetzungsfähigkeit bedenkenlos überschreiten kann? Wir haben eben gefragt, wie die Welt aussähe, wenn jeder lebte, wie er will, und genösse, wann immer es ihm paßt. Fragen wir jetzt, wie eine Welt aussähe, in der die goldene Regel, die Gerechtigkeit Jesu, als Richtschnur genommen würde? Und welche Aussichten dort die Mühe um den Frieden hätte? Und ob es nicht hie und da Ansätze gibt, Zellen, Spuren einer solchen Welt? Und was uns, die wir Christen sein wollen, hindert, an einer solchen Welt mitzubauen?

„Das Werk der Gerechtigkeit wird der Friede sein.“ Vielleicht hindert uns die Vorstellung, diese Gerechtigkeit und mit ihr den Frieden aus eigener Kraft schaffen zu sollen, und dazu die tägliche Erfahrung unseres Versagens. Diese Vorstellung aber ist falsch. Beim Propheten Jesaja steht nämlich gerade nicht: Bemüht euch, gerecht zu sein, dann werdet ihr Frieden schaffen. Ein Imperativ und das Ergebnis seiner Befolgung. Dort steht eine Weissagung. Dort steht: „Wenn aber der Geist aus der Höhe ausgegossen wird ... dann wird das Werk der Gerechtigkeit der Friede sein“ (32,15–17). Wenn der Geist aus der Höhe, der Geist Gottes ausgegossen wird. Und wenn wir uns ihm öffnen, uns seiner Kraft anvertrauen, uns seinen Wind in die Segel blasen lassen. Gerechtigkeit und Friede nicht als Ergebnis, als Erfolg menschlicher Leistung, sondern als Geschenk Gottes, wenn wir seinem Geist vertrauen.

Aber hier hört die Theorie auf, und hier beginnt die Praxis. Und die will gelernt und geübt werden. Wie wäre es mit „Friedenswerkstätten“, in denen wir lernen, die Gerechtigkeit Jesu zu leben, in denen wir uns helfen, in denen wir offen über unser Gelingen und unser Versagen sprechen? In denen wir nicht „unsere Schuldgefühle abbauen“, sondern Gottes Vergebung erbitten, wenn wir gefallen sind? In denen wir uns gegenseitig Mut machen und stärken? Ich spreche von keiner Utopie. Warum haben wir nicht längst angefangen? Oder ist der Friede, der Friede mit Gott und unter den Menschen uns das nicht wert?

Das Schlußlied „Er lasse seinen Frieden ruhen auf unserem Volk und Land“ gab dann auch der inneren Stimmung der Soldaten Ausdruck.

Wer mit ihnen ins Gespräch kam oder mit wachen Augen in ihre Mienen sah, mußte erkennen, daß diese jungen Menschen keine fanatischen Hassler sind und sein können. Sie lieben den Frieden in Freiheit. Sie danken Gott für das Geschenk des Friedens. Aber sie sind auch bereit, diese kostbaren Güter Friede und Freiheit zu verteidigen.

Während der größte Teil der Soldaten anschließend Gelegenheit hatte — nach einer warmen Stärkung —, an einer Stadtrundfahrt, der Besichtigung des Domes oder des Römisch-Germanischen Museums teilzunehmen (ein immer beliebtes Informationsprogramm), konnten Abordnungen von etwa 400 Soldaten aller Dienstgrade an einer Stunde der Begegnung im Maternushaus teilnehmen.

Dieses Haus mit seiner großzügigen Einrichtung ist für eine solche Begegnung ideal.

Militärdekan Manfred von Schwartzenberg begrüßte im Namen des erkrankten Militärdekans Kusen die Käste. In seiner humorigen Art schaffte er durch seine auflockernden Worte ein Klima, das der Begegnung alles Steife oder gar Frostige nahm.

Der dienstälteste Offizier, Generalleutnant Feldhoff, stellv. Inspekteur Luftwaffe, dankte im Namen aller Soldaten dem Bischof für die Einladung zum Gottesdienst und für diese Stunden. Sodann gedachte er der Bedeutung eines solchen Tages, an dem Soldaten aus vier Nationen vor Gott für den Frieden demonstriert hätten, ohne Gewalt, ohne Waffen, friedlich. Basis dieses Tuns sei das ethische Selbstverständnis ihres Berufes, der dem Erhalt des Friedens diene. Der Soldat habe es ertragen und ertrage es auch heute noch, daß er in Frage gestellt werde, bis zur Verunglimpfung. Doch sei er sich auch bewußt, daß er — im Unterschied zum Söldner — eine Position für und in der Gesellschaft habe.

Dazu brauche er aber auch die Hilfe der Gesellschaft und immer wieder neu die Hilfe der Kirche. Denn der Soldat wisse um die Waffenwirkung — auch der konventionellen — und müsse daher immer wieder um die Entscheidung ringen. Aus diesem Grunde müsse er dem Bischof und besonders der Militärseelsorge für ihren geistlichen Beistand zur Entscheidungsfindung danken.

Die Übereinstimmung mit diesen Worten bekundeten die Soldaten durch dankbaren Beifall.

## *Grußwort des Bundesvorsitzenden der GKS*

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberstleutnant i. G. Paul Schulz, sagte zum Gruß:

Wir katholische Soldaten gedenken in Dankbarkeit unseres Förderers und Freundes, des verstorbenen Erzbischofs von Köln, Josef Kardinal Höffner, der auf Initiative der Gemeinschaft Katholischer Soldaten 1976 die Tradition des Weltfriedenstages im Hohen Dom zu Köln begründet hat.

Wir danken Ihnen, sehr verehrter Herr Bischof Dr. Luthe, daß Sie mit der heutigen Eucharistiefeier dieses Werk fortgesetzt haben.

Ich möchte an dieser Stelle dem Wehrbereichsdekan III Prälat Kusen in Dankbarkeit baldige Genesung von seiner Krankheit wünschen. Dekan Kusen ist der geistliche Beirat der GKS im Wehrbereich III und der eigentliche Motor des internationalen Soldatengottesdienstes.

Es war im Jahr 1967 sicher kein Zufall, daß der bedeutende Papst Paul VI. den Weltfriedenstag in die Oktav des Weihnachtsfestes gelegt hat. Sicher ist diese Verknüpfung der Friedensidee mit der Botschaft des Kindes von Bethlehem gewollt.

Das erste Auftreten des Gottessohnes in dieser unvollkommenen, friedlosen Welt ist begleitet von der Nachricht

„pax hominibus bonae voluntatis“

Warum verkündet der Engel den Frieden und spricht nicht von einer anderen Heilsbotschaft? Und warum wird diese Botschaft des Friedens für die Menschen unüberhörbar und unmißverständlich an eine Bedingung geknüpft, nämlich an „bonae voluntatis“? Dieser Friede ist offensichtlich nur den Menschen versprochen und zugänglich, die guten Willens sind. Frieden ist nicht zum Nulltarif zu erhalten.

Papst Johannes Paul II. hat den diesjährigen Weltfriedenstag unter das Motto „Frei für Gott, um Frieden zu schaffen“ gestellt. Auch hier ist eine notwendige Vorbedingung, Freiheit als Voraussetzung für Frieden, genannt.

Das Grundgesetz garantiert den Bürgern der Bundesrepublik Deutschland die größtmöglichen, sinnvoll denkbaren Freiheiten. Insofern hätten wir die günstigsten Möglichkeiten, für Gott frei zu sein, Frieden zu schaffen und in einer friedlichen Welt zu leben.

Voraussetzung für diesen Zustand friedlichen Zusammenlebens ist aber der gute Wille eines jeden Bürgers, bei Nutzung des eigenen Freiraumes, die Rechte und Freiheiten des Nächsten zu achten.

Tatsächlich leben wir in einer stark polarisierten Gesellschaft, in der die Bürger, an Gruppeninteressen orientiert, immer mehr in Gegensätzen denken und handeln.

Bei vielen kann der Eindruck entstehen, daß in der Dissonanz der Meinungen z. B. das Grundrecht der Meinungsfreiheit über das primäre Recht auf Menschenwürde gestellt und diese Grundrechtsinterpretation zumindest in Einzelfällen durch die Rechtsprechung nicht nur geduldet, sondern sanktioniert wird.



Rechtsprechung sollte in einer Art und Weise erfolgen, die den Erfordernissen des Zusammenlebens entspricht und die Freiheit eines jeden achtet. Ihr Ziel müßte eigentlich Wahrung des Rechtsfriedens sein.

Papst Johannes Paul II. sagt dazu in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 1988:

Es gibt „mehr oder weniger zufällige Formen spontaner Intoleranz, Frucht mitunter von Unwissenheit und Anmaßung, die Personen und Gemeinschaften verletzen, indem sie Polemiken, Spannungen und Auseinandersetzungen verursachen und dadurch den Frieden und einen solidarischen Einsatz für das Gemeinwohl beeinträchtigen“. (Kirchliches Amtsblatt 1988/ Stck 1 Nr. 2 Abs. 2, Seite 3).

Und in einer Studie der hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK-Report 3/87, S. 56) heißt es:

„Der Krieg, den alle meiden wollen, findet im Saal statt, was nur beweist, wie sehr wir in dem System der organisierten Friedlosigkeit gefangen sind; wie sehr unser Denken und Fühlen in Freund-Feind-Mustern erstarrt ist; so daß wir nicht in der Lage sind, die gemeinsamen Sicherheitsbedürfnisse und Überlebensinteressen zum Ausgangspunkt zu machen.“

Weil eben nicht in jedem Menschen guter Wille vorhanden ist, die auftretenden Konflikte zu ungerechtfertigter Gewaltanwendung führen, die ethische Bindungslosigkeit vieler Bürger den Blick für das Gute, Richtige und Gerechte verstellt, bedarf die menschliche Gemeinschaft der Ordnungsfunktion der staatlichen Gewalt gegen Rechtsbrecher und Böswillige.

Der Konsens über die zeitübergreifenden sittlichen Werte und Ordnungen in unserer Gesellschaft schwindet immer mehr. Deshalb müssen die Verantwortlichen in unserem Staat dem Vermitteln der Werte und geistigen Inhalte unserer freiheitlichen demokratischen Grundordnung mit dem Ziel einer Identifizierung mit unserer Gesellschaftsordnung einen wesentlich höheren Stellenwert beimessen.

Die GKS will dazu nach ihrem Selbstverständnis einen Beitrag leisten als eine „Lobby für die Sicherung des Friedens und die Verteidigung der Menschenrechte“.

Der gute Wille als Bedingung des Friedens hat sich zuerst und vor allem im Alltag und Umgang miteinander zu bewähren. Wir wissen, daß Frieden da am leichtesten entsteht, wo man sich kennt, achtet und versteht. Deshalb soll die Feier des Weltfriedenstages der Soldaten und anderer Träger legitimer staatlicher Gewalt vor allem dazu dienen, miteinander zu beten, miteinander zu reden, miteinander zu feiern, sich besser kennenzulernen.

Ich möchte schließen mit einer Kernaussage der Botschaft von Papst Johannes Paul II. zum Weltfriedenstag 1988: „Der Einsatz für Wahrheit und Freiheit, für Gerechtigkeit und Frieden kennzeichnet die Jünger des Herrn.“

Der Beifall aller Teilnahme bekundete, hier war eine „Lobby für den Frieden“ versammelt.

Weihbischof Dr. H. Luthe zeigte sich beeindruckt von den offenen Worten und der Zustimmung der Soldaten.

Er erinnerte daran, daß er nur als Luftwaffenhelfer die schwere Zeit des Krieges erlebt habe. Er wisse aber um die Not eines Krieges durch die vielen, die er gesprochen habe. Er könne sich auch vorstellen, was Kriege heute bedeuten würden.

Er wisse aber auch um die Werte der Freiheit, der Menschlichkeit und der Menschenrechte.

So begrüße er es, daß hier Soldaten nicht allein darum bemüht seien, Frieden zu sichern, sondern auch um den Frieden bitten würden. Beeindruckt sei er, daß Soldaten in dieser Weise Gott gedankt hätten, daß wir ein Stück Frieden bisher hätten bewahren können.

Diese Tradition, die mit dem ersten Standortgottesdienst unter Kardinal Frings in Köln 1956 begonnen hätte, müsse weitergepflegt werden. Er werde das Seine dafür tun und bitte alle Anwesende, auf diesem Wege weiterzugeben.

Der Beifall zeigte auch hier, wie sehr der Bischof den Männern, die um den Frieden im Innern und von außen bemüht sind, aus dem Herzen gesprochen hat.

## *Feierstunde in Bonn*

### *Vorbemerkung*

Die Veranstaltung in Bonn — am 21. Januar 1988 — hatte bis zur letzten Stunde von den Ausrichtern viel Nervenkraft verlangt. Da das Stabsmusikkorps dienstlich verhindert war, mußte eine andere Einheit gesucht werden. Schon das war bei der dichten Terminreihe der Musikkorps nicht leicht. Doch der Musikinspizient schaffte es. Das „Los“ fiel auf das Heeresmusikkorps 10 in Ulm. Aber dieses hatte bereits am nächsten Tag einen Einsatz. Der Transport mit Bussen schien bei der Wetterlage nicht angeraten. So plante man einen Flug mit einer Maschine der Lufwaffe. Der Wetterbericht machte aber erneut einen Strich durch die Planung. So setzte man das Kammerorchester in den IC, holte die Männer mit Bussen ab und fuhr sie nach einer Stärkung wieder zum Nachtzug. Somit waren die Soldaten erst gegen Morgen wieder in Ulm.

### *Die Feierstunde*

Von diesen Strapazen merkte der Hörer gar nichts, und im Gespräch mit den Soldaten wurde diese Schwierigkeiten mit einem Lächeln beantwortet, man war — und kann es mit Recht sein — stolz auf eine besondere Leistung für eine gute Sache.

Nach solchen „Aufregungen“ konnte Oberst Walter Szlag, der Sprecher der GKS Bonn, eine stattliche Anzahl hoher und höchster Ehrengäste begrüßen. Allen voran natürlich den Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg, und den Festredner Professor Dr. Hans Maier, Staatsminister a. D. und Präsident des ZdK. Bundestags- und Landtagsabgeordnete waren ebenso vertreten wie eine erfreulich große Anzahl von Generalen, Admiralen, Generalärzten und hochrangigen zivilen Vertretern des BMVg. — Unter den Gästen war auch der Schirmherr der Akademie „Oberst Helmut Korn“, Generalleutnant Dieter Clauß. Sie alle und die Chefs zentraler Dienststellen zeigten durch ihr Kommen, daß sie dieser Veranstaltung ein großes Gewicht beimessen. Die Vertreter städtischer Gremien und die Repräsentanten der evangelischen und katholischen Kirche — Superintendent und Stadtdechant — ließen erkennen, daß auch für sie diese Feier von Bedeutung ist. Ebenfalls stark vertreten waren die örtlichen katholischen Einrichtungen vom Katholikenrat über kfd, Schützen bis zur Caritas und die Presse. Von besonderer Bedeutung war jedoch, daß die Jugend gut 30 % der rund 500 Teilnehmer stellte. Damit war bei dieser Veranstaltung mehr Jugend vertreten als bei ähnlichen Jugendveranstaltungen.

Das Kammerorchester des Heeresmusikkorps 10 — unter der zupackenden Leitung von Hauptmann Friedrich Szepansky, schaffte dann durch das große Können der jungen Soldaten, der Veranstaltung Dichte und innere Gespanntheit zu geben.

Professor Dr. Maier hatte zu seinem Festvortrag ein Haus erwartungsvoller Hörbereitschaft:

## Christlicher Friede und Staatenfriede

Hans Maier

Ist Friede möglich? Kann er dauerhaft organisiert und gesichert werden? Diese Frage hat die von Krieg und Not geplagte Menschheit seit ihren Anfängen bewegt — nie jedoch so stark und anhaltend wie in den vom Christentum geprägten Jahrhunderten. Und das ist kein Wunder — hat doch das Christentum gegenüber dem Aug um Aug, Zahn um Zahn der älteren Welt eine *neue* Ordnung verkündigt, deren Kennwort „Friede“ heißt: „Seht, ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe“ (Mt 10,16). „Widerstehet nicht dem Bösen ... tut Gutes denen, die euch hassen“ (Mt 5; 38,44). „Dies habe ich zu euch gesprochen, auf daß ihr Frieden in mir habet. In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben; aber vertrauet, ich habe die Welt überwunden“ (Jo 16,33).

Wie hat sich beides — die Erfahrung der Welt und die Ordnung der Liebe — in der Geschichte der christlichen Völker Europas niedergeschlagen? In welchem Zusammenhang steht der christliche Friedensgedanke mit dem Staatenfrieden und den politischen Friedensbewegungen der Neuzeit? Das ist die Frage, von der wir ausgehen wollen. Sie hat besondere Aktualität. Denn am Vorwurf der geringen Friedenswirksamkeit entzündeten sich heute die heftigsten Kontroversen über die historische Rolle des Christentums, und die verschiedenen atheistischen Humanismen unserer Zeit leben alle aus dem Anspruch, den Friedensgedanken, den das Christentum nur verkündet, aber nicht realisiert habe, inbarer politischer Münze einzulösen.

### *Der Friedensgedanke in der jungen Kirche*

Die Friedensbotschaft des Neuen Testaments scheint sich in ihren radikalsten und kompromißlosesten Äußerungen so weit über der kompakten Realität von Staat und Gesellschaft zu bewegen, daß sich die Frage einer Umsetzung in die politische Realität für die Christen der ersten Jahrhunderte gar nicht stellte. Angesichts der Minderheits- und Diasporasituation der Christen und der vorherrschenden Endzeiterwartung beschränkte sich die junge Kirche darauf, in ihrer inneren Ordnung ein Bild der künftigen Gesellschaft der Gerechtigkeit und des Friedens zeichenhaft vorwegzunehmen; im übrigen überließ man diesen Äon auch im Politischen seinem Gesetz. Dies gilt selbst für Augustin, der im 19. Buch von *De civitate Dei* als erster den christlichen Friedensgedanken in einer großartigen, die ganze irdische Ordnung umspannenden Vision entwarf: Obwohl er schon im nachkonstantinischen Zeitalter zunehmender Verflechtung von Kirche und Gesellschaft lebte, blieben irdischer und eschatologischer Friede für ihn getrennt. Von der *pax Romana*, die die Hoftheologen und Hofdichter Konstantins zu Unrecht mit dem christlichen Frieden identifiziert hatten, führte für ihn kein Weg zur *pax aeterna*, dem höchsten Gut der Angehörigen des Gottesstaates; und der Weltstaat besaß für ihn allenfalls *nonnulla pax*,

ein klein wenig Frieden. Die Christen waren abgesondert von der Welt, und wenn einige Kaiser Christen geworden waren, so bedeutete das noch keineswegs, daß die Welt christlich geworden war; wahrer Friede als *tranquillitas ordinis*, Ruhe, die aus der Ordnung kommt, blieb daher notwendig auf die kleinen Gemeinschaften derer beschränkt, die dem Gesetz des Weltstaates entsagt und exemplarisch die neue Ordnung der Selbstpreisgabe und der Liebe zum Nächsten realisiert hatten.

### *Einförmung der christlichen Botschaft in die diesseitige Realität*

Diese Situation änderte sich grundlegend mit dem Augenblick, in dem sich eine christliche Gesellschaft zu bilden begann, die den ganzen Bereich der weltlichen Gesellschaft durchdrang und umfaßte. In den christlichen Gemeinwesen des Mittelalters trat an die Stelle christlicher Diaspora in der Welt zunehmend eine religiös-politische Einheit. Dementsprechend konnten die zentralen Weisungen des Neuen Testaments nicht mehr, wie in der Welt der heidnischen Antike, eingeschlossen bleiben in der inselhaften Intimität kleiner Gemeinden: Das Innere wurde jetzt zum Äußeren, die christlichen Postulate drängten zur Verwirklichung in der Breite der sozialen Wirklichkeit. Der Inhalt der großen Kämpfe und Revolutionen des Mittelalters, vom Investiturstreit bis zum Konziliarismus und zur Reformation, ist im Grunde immer der gleiche: Es geht um die christliche Ordnung *dieser* Welt, um die Einförmung der christlichen Botschaft in die diesseitige politische und soziale Realität. So mußte sich auch das Friedensproblem in einem neuen und völlig anderen Sinn stellen als in der von der *pax Romana* durchwalteten und zuletzt von ihr gefesselten antiken Welt: Nicht die alles überherrschende Macht des Stärksten konnte das Vorbild der neuen Ordnung sein, sondern das von unten in die Breite wirkende Friedensstreben kleiner Gemeinschaften, die sich in dem Maße, in dem sie die christliche Botschaft innerlich ergriffen und sich zu eigen machten, auch politisch homogenisierten und von der nicht-christlichen Außenwelt, dem Heidentum, zu scheiden begannen.

Es würde zu weit führen, diesen Vorgang der Homogenisierung, der am Anfang der europäischen Staatenbildung steht, im einzelnen zu schildern und vor allem seine Vorstufen kenntlich zu machen: von den Gebetsverbrüderungen frühmittelalterlicher Klöster (denen bekanntlich nicht nur religiöse, sondern auch politische und strategische Bedeutung zukam) über die „leise integrierende Wirkung“ (Tellenbach) gemeinsamer Gebete und gemeinsamer Liturgien bis zu sozialen Institutionen wie dem aus den Kreuzzügen hervorgehenden Rittertum und dem durch Gottunmittelbarkeit und wechselseitige Ebenbürtigkeit ausgezeichneten europäischen Königtum des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Drei Dinge seien aber beispielhaft als Momente in diesem Prozeß hervorgehoben: die Bewegung des Gottesfriedens seit dem 10. Jahrhundert; der Gedanke einer auf Schiedsgerichte gegründeten Friedensordnung der christlichen Staaten; endlich die Entstehung eines diese Staaten umschließenden Völkerrechts.

## *Die Bewegung des Gottesfriedens*

Die Bewegung des *Gottesfriedens* ergriff, von Südfrankreich kommend, im späten 10. und 11. Jahrhundert das ganze christliche Europa. Sie richtete sich gegen ein wesentliches Strukturelement der mittelalterlichen Ordnung, die Fehde, und wirkte insofern revolutionär. Der Ausübung „rechter Gewalt“ durch autonome Herrschaftsinhaber, vor allem den Adel, wurde von der Kirche eine zeitliche und räumliche Grenze gesetzt: Gewisse Personen (Geistliche, Kaufleute, Bauern), Orte und Sachen (Kirchen, Kirchhöfe, Ackergeräte) wurden unter den Schutz des Gottesfriedens (*Pax Dei*) gestellt. Daneben wurden in der *Treuga Dei*, der Waffenruhe Gottes, Gewalttaten und Fehdehandlungen zu bestimmten Tagen und Zeiten verboten. Der Gottesfriede wurde beschworen, seine Verletzung mit kirchlichen und weltlichen Strafen bedroht (H. Conrad). An diese Bewegung des Gottesfriedens knüpfte die von der weltlichen Autorität ausgehende Landfriedensbewegung nach Form und Inhalt an, jene Bewegung also, die überall in Europa die autonomen Herrschaftsgewalten entmächtigte, die Fehde durch Gericht und Polizei ersetzte, die Ausübung „rechter Gewalt“ beim Staat monopolisierte und damit schließlich den — und heute ganz selbstverständlich gewordenen — innerstaatlichen Friedensraum schuf. Friede wird vom modernen Staat vermittelt kraft politischen Zusammenschlusses und herrschaftlicher Organisation der Gesellschaft; Friede wird zugeteilt in räumlichen und zeitlichen Quanten, die sich schließlich auf das ganze Staatsgebiet ausbreiten, den ganzen Untertanenverband einschließen. Der „Ewige Landfriede“ ist die erste *realpolitische* Form des Ewigen Friedens, und die Verdrängung des Kriegs aus Privatrecht und Staatsrecht ist ein Vorgang, der in *Pax Dei* und *Treuga Dei* erstmals exemplarisch vorweggenommen wird.

## *Friedensordnung der europäischen Völker*

Das zweite Beispiel sind die vor allem im späteren Mittelalter entwickelten Pläne einer durch Schiedsgerichtsbarkeit gesicherten dauernden Friedensordnung der europäischen Völker. Obwohl die Grenzen zwischen Staats- und Völkerrecht im Mittelalter fließend sind, dürfen wir hier von einem ersten Übergreifen der Friedensbewegung in den zwischenstaatlichen Bereich sprechen. Gewiß bleibt das meiste noch im Bereich politischer Theorie: die Pläne von Dubois, Podiebrad, Erasmus und später ihrer modernen Nachfolger Crucé und Sully bis hin zum Abbé de St. Pierre haben erst im 19. und 20. Jahrhundert, mit der Heiligen Allianz, den Haager Konferenzen und dem Völkerbund, realpolitische Farbe gewonnen. Dennoch sind sie für die moderne Staatengesellschaft und die in ihr entwickelten Methoden der Friedenssicherung von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen; denn in ihnen wird zum erstenmal die Möglichkeit sichtbar, den innerstaatlichen Friedensraum in den internationalen Bereich auszuweiten. Übrigens ist es charakteristisch, daß die frühesten unter diesen Autoren gegen die kaiserliche Universalmonarchie schreiben und mit dem heraufkommenden pluralistischen und nationalstaatlichen Europa verbündet sind. Das gibt ihren Äußerungen ein besonderes Gewicht. Wir sind hier bereits in der europäischen Staatengesellschaft der neuen Jahrhunderte, in einer Welt der Balancen, des vorsichtigen Kalküls, des durch Staatsräson gemäßigten natürlichen Egoismus —

in einer Welt freilich, die nicht einfach gegen ein präsumptives mittelalterliches Einheitsbewußtsein gestellt werden kann, da sie vielfach das Problem des übernationalen Friedens viel schärfer und brennender empfunden hat als das Mittelalter.

### *Christliche Tradition und klassisches Völkerrecht*

Endlich der letzte, gewichtigste Beitrag christlicher Friedensreflexion und Friedenspolitik zur Entstehung des modernen Staatenfriedens: das klassische Völkerrecht. Es verdankt der christlichen Tradition die Hauptanstöße: den Gedanken der *res publica christiana*; den Gedanken der Ebenbürtigkeit der Monarchen und Staaten als Voraussetzung für Staatengleichheit und Souveränität, endlich den Gedanken einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit und eines Bundes der christlichen Völker. Und es entwickelt diese Tradition vom 16. und 18. Jahrhundert, in einer Bewegung allmählicher Säkularisierung, zu einem „internationalen Recht der zivilisierten Staaten“ weiter. Als Zwischen-Staaten-Recht ist das moderne Völkerrecht frei vom utopischen Ausgriff in die unsichere Zukunft der Völkereinheit und des Ewigen Friedens, aber es schafft reale Fortschritte, auf die wir heute mit einem Gefühl der Sehnsucht zurückschauen: die strikte Begrenzung des Krieges auf den Staatenkrieg, die Beschränkung der Kriegführung auf die Kombattanten, die Schonung der Kriegsgefangenen, endlich die nicht geringzuschätzende rechtliche Formalisierung des Krieges durch Kriegserklärung und Friedensschluß. Je mehr der Krieg zum Staatenkrieg wird, desto mehr kann sich im Inneren der nationalen Einheiten der Privatfriede des Bürgers ausdehnen mit allen Vorteilen der Sicherheit für Leib und Leben und persönliches Eigentum. „Der Bürger soll nicht einmal merken, wenn der König eine Bataille schlägt“, diese Worte Friedrichs des Großen bezeichnen wohl am deutlichsten jene Tendenz zur Scheidung von Staatskrieg und Privatfrieden, die mit der Entwicklung der europäischen Staatengesellschaft in der Neuzeit und ihrem internationalen Recht Hand in Hand geht.

Versucht man Bilanz zu ziehen, so wird man sagen können, daß es den christlichen Völkern Europas vom 11. zum 18. Jahrhundert in einer Kette immer neu ansetzender Bemühungen gelungen ist, den Krieg als Mittel der Politik aus dem *privaten* und aus dem *innerstaatlichen* Bereich allmählich zu verbannen. Diese konsequente innerstaatliche Befriedung ist eine bedeutende und singuläre Leistung des christlich-europäischen Staatenkreises. Nicht gelungen ist freilich die Verbannung des Krieges aus dem zwischenstaatlichen Bereich: Hier bleiben die Bemühungen bei der Beschränkung des Krieges auf den Staatenkrieg und bei der Humanisierung der Kriegführung stehen — ganz abgesehen von jener Gewalt, die nach wie vor gegenüber der außereuropäischen, nichtchristlichen Welt geübt wird. Denn beyond the line gelten ja die Gesetze der Gewalt, trotz aller Bemühungen um eine Kolonialethik, bis in die Zeit des Imperialismus fort; jenseits des Äquators ist der Europäer, nach dem Wort Raynals, ein gezähmter Tiger, der in den Wald zurückkehrt. So kommt der christliche Friedensgedanke in der europäischen Gesellschaft zwar zu Geltung und politischer Realisierung — es wäre unhistorisch, ihm tatsächliche Wirkung abzuspochen —, jedoch nur im Rahmen des europäischen Völkerrechts und innerhalb der Grenzen einer christlichen Binnenethik. Um den Krieg zwischen den Staaten endgültig abzu-

schaffen, fehlte es an der entscheidenden Voraussetzung: am Vorhandensein wirksamer Sanktionen gegen den Friedensbrecher. Es ist daher kein Wunder, daß die Kritiker der europäischen Staatengesellschaft seit dem 18. Jahrhundert immer wieder an diesem Punkt ansetzen und auf den Widerspruch von Theorie und Praxis hinweisen — zu allererst Kant, als er nach 1790 den Gedanken und die realpolitischen Möglichkeiten eines „Ewigen Friedens“ zu erörtern begann. Mit ihm treten wir aus dem Bereich des christlichen Friedensgedankens im engeren Sinne in den weiteren Kreis des modernen Internationalismus und Pazifismus ein; in ein Feld entschiedener, aufs Ganze gehender Friedenspolitik, die nicht mehr auf Eingrenzung, Hegung, Humanisierung des Krieges abzielt, sondern auf seine Abschaffung schlechthin.

### *Kants Gedanken zu einem „Ewigen Frieden“*

Schon im „Gemeinspruch“ (1793) hatte Kant in vorsichtigen Wendungen einem dauernden Frieden auf Grund eines „allgemeinen Völkerstaates“ das Wort geredet:

„Die menschliche Natur erscheint nirgends weniger liebenswürdig als im Verhältnis ganzer Völker gegeneinander. Kein Staat ist gegen den anderen wegen seiner Selbständigkeit oder seines Eigentums einen Augenblick gesichert. Der Wille, einander zu unterjochen oder an dem Seinen zu schmälern, ist jederzeit da, und die Rüstung zur Verteidigung, die den Frieden oft noch drückender und für die innere Wohlfahrt zerstörender macht als den Krieg, darf nie nachlassen. Nun ist hiergegen kein anderes Mittel, als ein auf öffentliche mit Macht begleitete Gesetze, denen sich jeder Staat unterwerfen müßte, gegründetes Völkerrecht — nach Analogie eines bürgerlichen oder Staatsrechts einzelner Menschen — möglich; denn ein dauernder allgemeiner Friede, durch die sogenannte Balance der Mächte in Europa ist, wie Swifts Haus, welches von einem Baumeister so vollkommen nach allen Gesetzen des Gleichgewichts erbaut war, daß, als sich ein Sperling draufsetzte, es sofort einfiel, ein bloßes Hirngespinnst. — Aber solchen Zwangsgesetzen, wird man sagen, werden sich Staaten doch nie unterwerfen; und der Vorschlag zu einem allgemeinen Völkerstaat, unter dessen Gewalt sich alle einzelnen Staaten freiwillig bequemen sollen, um seinen Gesetzen zu gehorchen, mag in der Theorie eines Abt von St. Pierre oder eines Rousseau noch so artig klingen, so gilt er doch nicht für die Praxis, wie er denn auch von großen Staatsmännern, mehr aber noch von Staatsoberhäuptern, als eine pedantisch-kindische, aus der Schule hervorgetretene Idee jederzeit ist verlacht worden. Ich meinerseits vertraue dagegen doch auf die Theorie, die von dem Rechtsprinzip ausgeht, wie das Verhältnis unter Menschen und Staaten aussehen *soll*, und die den Erdengöttern die Maxime anpreist, in ihren Streitigkeiten jederzeit so zu verfahren, daß ein solcher allgemeiner Völkerstaat dadurch eingeleitet werden, und ihn also als möglich — in praxi —, und daß er sein *kann*, anzunehmen; zugleich aber auch — in subsidium — auf die Natur der Dinge, welche dahin zwingt, wohin man nicht gerne will — *fata volentem ducunt, nolentem trahunt*. Bei dieser letzteren wird dann auch die menschliche Natur mit in Anschlag gebracht, welche, da in ihr immer noch Achtung für Recht und Pflicht lebendig ist, ich nicht für so versunken im Bösen halten kann oder will, daß nicht die moralisch-praktische Ver-



nunft nach vielen mißlungenen Versuchen endlich über dasselbe siegen und sie auch als liebenswürdig darstellen sollte. So bleibt es also auch in kosmopolitischer Rücksicht bei der Behauptung: Was aus Vernunftgründen für die Theorie gilt, das gilt auch für die Praxis.“

Wie kommt Kant zu der eigentümlichen Denkfigur einer die Friedenstrategie durch Errichtung eines „Völkerstaates“ rechtfertigenden Staatenpraxis? Sein Ausgangspunkt ist das moderne Völkerrecht. Dieses war nach Grotius immer stärker auf ein bloßes Zwischen-Staaten-Recht reduziert worden, die Elemente eines überpositiven *Ius commune gentium* waren ausgeronnen. Gleichzeitig hatte die aufklärerische Rechtstheorie — in Deutschland vertreten durch Thomasius und Wolff —, indem sie Recht mit Erzwingbarkeit gleichsetzte, die Grundlagenproblematik des Völkerrechts scharf beleuchtet; denn eben jene Erzwingbarkeit fehlte ja dem Zwischen-Staaten-Recht, das auf guten Willen und vertragliche Positivierung durch die jeweiligen Partner angewiesen war. Da sich jedoch der menschliche Wunsch nach Frieden auf die Dauer nicht unterdrücken ließ, wandte sich das politische Denken von der unbefriedigenden Rechtspraxis immer stärker auf absolut gesetzte Sollensprinzipien hin: der Phaetonsflug der Friedensutopien erhob sich in die Lüfte. Kants Bestreben ist es, die (nach seiner Meinung) vernunftlos gewordene Praxis wieder der Theorie (von ihm mit dem Seinsollenden gleichgesetzt) anzunähern; seine Absicht zielt gleichermaßen gegen die Staatensouveränität als Hemmschuh dauerhafter internationaler Vereinbarungen wie gegen die „leere Formalität“ eines auf bloße ethische Postulate reduzierten Staatenrechts. Daher ist die Schaffung einer *politischen Basis* die wichtigste Voraussetzung für seinen Friedensplan, wie er in der Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795) auseinandersetzt:

„Die Bedingung der Möglichkeit eines Völkerrechts überhaupt ist: daß zuvörderst ein rechtlicher Zustand existiere. Denn ohne diesen gibt's kein öffentliches Recht, sondern alles Recht, was man außer demselben denken mag — im Naturzustand —, ist bloß Privatrecht. Nun haben wir oben gesehen: daß ein föderativer Zustand der Staaten, welcher bloß die Entfernung des Krieges zur Absicht hat, der einzige mit der Freiheit derselben vereinbare rechtliche Zustand sei. Also ist die Zusammenstimmung der Politik mit der Moral nur in einem föderativen Verein — der also nach Rechtsprinzipien a priori gegeben und notwendig ist — möglich, und alle Staatsklugheit hat zur rechtlichen Basis die Stiftung des ersteren in ihrem größtmöglichen Umfange, ohne welchen Zweck alle ihre Klügelei Unweisheit und verschleierte Ungerechtigkeit ist.“

Nun hat sich Kant keine Illusionen gemacht über die praktischen Aussichten seines Planes. Dies zeigt schon der Anfang seiner Schrift, wo er von einem holländischen Wirtshaus „Zum ewigen Frieden“ spricht, dessen Schild einen Kirchhof zeigt, und daran die Frage knüpft, „ob diese satirische Überschrift... für die Menschen überhaupt oder besonders für die Staatsoberhäupter, die des Krieges nie satt werden können, oder wohl gar nur die Philosophen gelte, die jenen süßen Traum träumen“. Ein Ton der Skepsis, ja der Gebrochenheit und Unentschiedenheit ist unüberhörbar — immer wieder scheint sich Kant selbst ins Wort zu fallen, die Gegenstimmen werden deutlich; aber zuletzt siegt doch, in

einer Art von verzweifelter Selbstermunterung, der Glaube an die eingeborene, freilich verschüttete Rechtlichkeit des Menschen:

„Bei aller Bösartigkeit der menschlichen Natur, die sich im freien Verhältnis der Völker unverholen blicken läßt — indessen daß sie im bürgerlichen gesetzlichen Zustande durch den Zwang der Regierung sich sehr verschleiert — ist doch sehr zu verwundern, daß das Wort *Recht* aus der Kriegspolitik noch nicht als pedantisch ganz hat verwiesen werden können und sich noch kein Staat erkühnt hat, sich für die letztere Meinung öffentlich zu erklären; denn noch werden Hugo Grotius, Pufendorf, Vattel u. a. m. — lauter leidige Tröster — obgleich ihr Kodex, philosophisch oder diplomatisch abgefaßt, nicht die mindeste *gesetzliche* Kraft hat — weil Staaten als solche nicht unter einem gemeinschaftlichen äußeren Zwange stehen, immer treuherzig zur Rechtfertigung eines Kriegsangriffs angeführt, ohne daß es ein Beispiel gibt, daß jemals ein Staat durch mit Zeugnissen so wichtiger Männer bewaffnete Argumente wäre bewogen worden, von seinem Vorhaben abzustehen. Diese Huldigung, die jeder Staat dem Rechtsbegriffe — wenigstens den Worten nach — leistet, beweist doch, daß eine größere, obzwar zurzeit schlummernde, moralische Anlage im Menschen anzutreffen sei, über das böse Prinzip in ihm — was er nicht ableugnen kann — doch einmal Meister zu werden, und dies auch von anderen zu hoffen, denn sonst würde das Wort *Recht* den Staaten, die sich einander befehlen wollen, nie in den Mund kommen, es sei denn, bloß um seinen Spott damit zu treiben. . .“

So weit Kant. Freilich, nicht der (wie bei Voltaire) von Skepsis angeätzte Optimismus des Königsberger Philosophen hat dem Zeitalter der völkerrechtlichen Kodifikationen vorangeleuchtet, sondern der selbstgewisse, naivflache Rationalismus eines Jeremy Bentham. Dessen zukunftssträchtige Anregungen — Abrüstung, offene Diplomatie, kollektive Sicherheit, Verzicht auf Kolonien, Liberalisierung des Handels — sind zum Programm der folgenden Zeit geworden. Hinter ihnen wird eine neue Sozialmoral sichtbar, die von Kants Pflichtdenken tief geschieden ist, aber mit charakteristischen Bedürfnissen des sich ankündigenden industriellen Zeitalters in Einklang steht: die Neigung, Reibungen zu vermeiden, den Glückszustand zu steigern und auf möglichst viele auszudehnen, die Ablehnung des Schmerzes, das optimistische Wegreden der Abgründe der menschlichen Natur.

### *Neue Dimensionen der Friedensbedrohung in der Neuzeit*

Die von Kant und Bentham ausgehende Bewegung, die auf ein Kriegsverbot zielte, auf ein mit Sanktionen gegen Friedensbrecher ausgestattetes Völkerrecht, ist bekanntlich im 19. Jahrhundert nicht zu voller Wirksamkeit gekommen. Noch die Haager Konferenzen, nimmt man ihr Ergebnis und nicht ihre weiterreichende Intention, halten sich weit eher im Rahmen der klassischen Linie einer Einschränkung und Humanisierung des Krieges — was an ihnen in die Zukunft weist, ist allenfalls der erste Schritt zur Vorbereitung einer obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit. Der Ewige Friede bleibt selbst im relativ friedlichen 19. Jahrhundert eine Zukunftsutopie ohne greifbare Realität: Der Fortschritt der Wissenschaft und Bildung hat es, entgegen den Erwartungen vieler erlauchter Geister, nicht vermocht, daß den Völkern „die Waffen aus den Händen fielen“ (Victor Hugo). Im

Gegenteil: Die Technisierung schuf größere Möglichkeiten der Massenvernichtung, rückte den Krieg vom Menschen weg, machte ihn zu einer Sache perfekter Planung und ließ ihn damit im wörtlichen Sinn unmenschlich werden. Gegenüber den technisch totalisierten Kriegen des 20. Jahrhunderts, die immer mehr den Charakter globaler, ent-humanisierter Schädlingsbekämpfungsaktionen annehmen, erscheint gerade das Archaische des alten Krieges wieder als das Moralische: die Ritterlichkeit, der Kampf Mann gegen Mann, die personalisierte Duellsituation.

Aber nicht die Technisierung des Krieges ist der entscheidende Vorgang im 19. und 20. Jahrhundert, sondern seine Demokratisierung. Mit ihr verändert sich das klassische Verhältnis von Individuum, innerstaatlichem Friedensraum, zwischenstaatlichem begrenzten Krieg, wie es dem europäischen Völkerrecht vom 16. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg zugrunde lag. Wir erinnern uns: Der wichtigste Schritt zur Institutionalisierung des Staatenfriedens war die Konzentration des Rechts zum Krieg in der Hand des Staates, die rechtliche Eingrenzung der Kampfhandlungen zwischen formelle Kriegserklärung und formellen Friedensschluß, die Beschränkung der Kriegführung auf die Kombattanten und vor allem: die Ausschließung des Krieges aus dem *innerstaatlichen* Raum. Fehde als rechte Gewalt, als Gewaltübung von einzelnen und Gruppen ist im modernen Staat prinzipiell unmöglich geworden — daher ist Landfriedensbruch bis heute zu Recht als schweres Verbrechen pönalisiert, da es an die Fundamente der staatlichen Ordnung rührt. Und auch im zwischenstaatlichen Raum versucht das klassische Völkerrecht selbst im Krieg einen Friedensraum für die private Existenz auszusparen: der riesige Troß, die Fouragen der Heere der absoluten Monarchien im 18. Jahrhundert erklären sich daraus, daß Verpflegung aus dem mit Krieg überzogenen Land verpönt war — und noch im Ersten Weltkrieg erhob sich in der zivilisierten Welt ein Schrei der Empörung, als England als erster Staat seine Hand auf die feindlichen Privatvermögen legte.

Man muß jedoch nur einmal Goethes „Kampagne in Frankreich“ nachlesen, um die hilflose Unterlegenheit jener Armeen des *ancien régime* gegenüber dem modernen revolutionären Volkskrieg, der aus dem Land lebt und auf das Land zurückgreift, zu spüren. Hier fällt nicht nur die — immer etwas künstliche — Trennung zwischen Staatskrieg und Privatfrieden dahin, hier wird auch der einzelne, ganz anders als der friderizianische Privatmann, unmittelbar an den Handlungen seines Staates beteiligt und völkerrechtlich in Pflicht genommen. „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen, es ist ein Kreuzzug, s'ist ein heiliger Krieg“ (Theodor Körner). In den modernen demokratischen Revolutionen erobert das Volk den Staat, es muß daher umgekehrt auch den Staat gegen sich gelten lassen. Das bedeutet in letzter Linie die Aufhebung aller privaten Friedensräume, die Ent-Hegung des Krieges, damit aber auch die Bedrohung des innerstaatlichen Friedens, denn wenn der einzelne im völkerrechtlichen Bereich von seinem Staat nicht mehr gedeckt wird, wird er schließlich auch den innerstaatlichen Friedensschutz als illusorisch empfinden.

*Das Ergebnis der Friedensbemühungen scheint gering*

Versuchen wir auch hier Bilanz zu ziehen, so erscheint das Ergebnis so vieler und leidenschaftlicher Mühen gering. Das große Ziel, die Abschaffung des Krieges, hat auch die mo-

derne Friedensbewegung nicht erreichen können. Was sie an dauerhaften Leistungen schuf, gehört — wie die Haager Landkriegsordnung — noch viel eher in den Zusammenhang der „Hegung des Krieges“; in der Humanisierung hat sie wirkliche Erfolge erzielt. Wo sie aber mit der Parole „Nie wieder Krieg!“ aufs Ganze ging, hat sie paradoxerweise den modernen Krieg nicht gemildert, sondern ihn verschärfen helfen, indem sie Kriege in Kreuzzüge verwandelte und aus dem Friedensschluß ein Strafgericht über den Besiegten macht.

Max Weber hat jene absolute Ethik des Friedens in seinem Münchener Vortrag „Politik als Beruf“ bereits 1919, im Angesicht des Versailler Vertrags, als politische Gefahr gekennzeichnet und hat vor dem „Weibergeschäft“ der Suche nach dem Schuldigen gewarnt: „Der Politiker wird sagen: das einzig sichere Mittel, den Krieg für alle absehbare Zeit zu diskreditieren, wäre ein status-quo-Friede gewesen. Dann hätten sich die Völker gefragt: wozu war der Krieg? Er wäre ad absurdum geführt gewesen — was jetzt nicht möglich ist. Denn für die Sieger... wird er sich politisch rentiert haben. Und dafür ist jenes Verhalten verantwortlich, das uns jeden Widerstand unmöglich machte. Nun wird — wenn die Ermattungsepoche vorbei sein wird — der *Frieden* diskreditiert sein, nicht der *Krieg*: eine Folge der absoluten Ethik.“

Wie wenig man Webers Mahnungen beherzigt hat, zeigt im Zweiten Weltkrieg die Forderung nach der bedingungslosen Kapitulation (1943). Und an Nürnberg — so sehr der Schuldspruch über unsagbare Verbrechen dem gequälten Schrei des Weltgewissens entsprach — ist doch das eine problematisch, daß die zürnende und rächende Menschheit in Gestalt des militärischen Siegers auftrat, nicht in Gestalt eines neutralen Weltgerichts jenseits der Kriegsparteien. Da es seither innerhalb der UN ebensowenig gelungen ist, Angriff und Angreifer zu definieren, wie innerhalb des Völkerbundes, hat die Feststellung Montgomerys etwas Wahres, es sei nach Nürnberg zwar nicht der Krieg unter Strafe gestellt worden, wohl aber der Verlust des Krieges. Die grobe Redlichkeit dieses keineswegs zynisch gemeinten Soldatenspruchs wird durch den Verlauf der Nachkriegsgeschichte eindrücklich illustriert — vor allem durch die erschreckende und von den Zeitgenossen keineswegs genügend gewürdigte Tatsache, daß es nach dem Zweiten Weltkrieg zwar noch genügend Kriege, aber kaum mehr Kriegserklärungen gibt und daß die Kriege die Tendenz zeigen, sich in Gestalt von Guerillakämpfen und Terroraktionen allen Schranken der Humanität und jeder völkerrechtlichen Regel zu entziehen.

### *Ist der Gedanke des Ewigen Friedens ein bloßer Traum?*

Den politischen Ordnungsbemühungen des Menschen ist es weder gelungen, die Kriegführung dauerhaft zu humanisieren, noch ist ihnen der größere Schritt zur Abschaffung des Krieges überhaupt geglückt. Ja der Versuch, den zweiten Schritt vor dem ersten zu tun, hat in neue, vorher nicht geahnte Aporien hineingeführt. Statt des Krieges verschwand nur die Kriegserklärung. Offenbar läßt sich der Krieg nicht einfach wegdekretieren und wegdiplomatisieren; offenbar kehrt er, nach einigen halbgeglückten Anläufen zu seiner Abschaffung, immer wieder und oft in grauenvollere Gestalt zurück. Bedeutet das,

daß er immer ein Teil der Politik sein wird, daß also der Gedanke des Ewigen Friedens, gemäß den Worten jenes preußischen Generals, ein Traum ist „und nicht einmal ein schöner“?

Die Frage einfach zu bejahen wäre zynisch: Den Hoffnungen auf eine langsame Überwindung ständiger Rückfälle in tierische Aggressionslust, tierischen Todestrieb, den Hoffnungen auf die „schlummernde moralische Anlage der Menschen“, wie Kant sie nannte, wäre damit schlechthin der Boden entzogen. Ihr aber ein rein moralisches oder ideologisches Nein entgegenzusetzen wäre ebenso simpel, solange die Ursachen nicht untersucht sind, die zu jenen Regressionen in das bellum omnium contra omnes führen. Sie liegen gewiß, anthropologisch betrachtet, in der animalischen Natur des Menschen, jenem Teil, den der Mensch mit dem Tier teilt; das Schlagwort der Aggression ist ja in aller Munde. Aber sie liegen *nicht nur* in ihr. Kriege entstehen nicht nur aus Aggressionstrieb, sie sind nicht nur ein atavistisches Relikt unserer animalischen Herkunft — sie entstehen zugleich in der moralischen Sphäre des Menschen: als Reaktion gegen verletztes Recht; als ein Sich-Aufbauen gegen Unterdrückung; als Verzweiflungstat derer, denen auf andere Weise keine Gerechtigkeit werden will; als ultima ratio nicht nur äußerer, sondern moralischer Selbsterhaltung. „Alles verloren außer der Ehre“ — wem dieser Ausspruch des französischen Königs auf dem Schlachtfeld von Pavia nur Eitelkeit monarchischer Selbstliebe bedeutet und nicht Beispiel für die geschichtliche Ambivalenz des Krieges, der ebenso mutwilliger Angriff wie ehrenhafte Verteidigung, ebenso Rechtskrieg wie Machtkrieg sein kann und der in seiner konkreten Form oft beides in ununterscheidbarem Knäuel ist — der wird sich nur in abstrakt-moralischer Betrachtung bewegen, in einer polizeilichen Verengung und Verfälschung des Politischen, die am Ende alle Ritterlichkeit vernichtet und entweder bei Schädlingbekämpfungen im Weltmaßstab endet oder alles Individualrecht von Völkern und Gruppen in einem Frieden um jeden Preis zerstört. Wer hätte 1956 mit den Ungarn rechten wollen, als sie sich erhoben, obwohl sie zweifellos den status quo gefährdeten und den Weltfrieden in Gefahr brachten? Wer würde es heute mit anderen Völkern tun, in Konflikten, in denen Recht gegen Recht steht, so sehr, daß man an Lösungen im Weg friedlicher Schlichtung fast verzweifeln muß?

### *Der Grund für das Fortdauern der Kriege*

Hier erinnern wir uns, daß die Abschaffung der Fehde im Übergang zur Neuzeit nur möglich war auf Grund der Tatsache, daß der moderne Staat die Selbsthilfe durch eine lückenlose Gerichtsorganisation ersetzte. Ich brauche heute, wenn mein Bruder oder mein Vater getötet wird, nicht mehr selbst den Verbrecher zu suchen und Blutrache zu üben, um mein Recht wiederherzustellen. Die Gerichte nehmen es mir ab. Der Ächtung des *Krieges* aber — das ist der entscheidende Punkt — ist ein solches System wirksamer Rechtsvorkehrungen, die die bisherige Funktion des Krieges gewissermaßen übernommen und ersetzt hätten, nicht gefolgt, wie jeder weiß, der die Entwürfe der Weltfriedensorganisation von San Francisco mit der heutigen Existenz und Wirksamkeit der UN vergleicht. Solange aber die Sanktionen nicht funktionieren, ist der verletzte Staat heute — soziologisch ge-

sprochen — noch immer in der Lage eines Bluträchers und Fehdeführers. Hierin, und nicht in einer fortdauernden Lust am Krieg (die sich unter der Wirkung moderner Massenvernichtungsmittel bei Freund und Feind längst abgekühlt hat), liegt der Grund für das Fortdauern der Kriege in einem Zeitalter, in dem der Nationalstaat seine Gültigkeit als Muster des Zusammenlebens verliert, die kommende Weltstaatengemeinschaft aber noch nicht sichtbar ist oder doch nur technische, nicht politische und moralische Formen angenommen hat.

Aber selbst wenn wir eine solche wirksame Sanktion gegen den Friedensbrecher im Weltmaßstab besäßen und damit über die alte Blockpolitik und die in unaufhörlicher Verschiebung befindlichen Stabilitätsinteressen der Großmächte, über die pax americana und sovietica, hinauskämen — gegen den Übergriff des Menschen auf den Menschen wären wir erst dann gefeit, wenn hinter solchen Institutionen gemeinsame Prinzipien eines Weltrechts, gemeinsame Ordnungsvorstellungen der internationalen Politik sichtbar würden. Daß sie fehlen, ist wohl der eigentliche Grund für das Versagen unserer Gegenwart im Bereich einer dauerhaften Friedensordnung. Die europäischen Friedensschlüsse des 14. bis 18. Jahrhunderts bis zum Wiener Frieden von 1815 sind in nomine sanctae et individuae trinitatis geschlossen worden. Die Einigungsformel, auf die sich die Streitenden verpflichteten, lag jenseits der Dinge, um die der Streit gegangen war. Es ist uns nicht gelungen, diese Formel durch die Vier Freiheiten oder das Bekenntnis zu Wohlfahrt und Sicherheit zu ersetzen, und es ist kein Zufall, daß dies nicht gelang: denn Freiheit, Wohlfahrt und Sicherheit gibt es auf dieser Erde nicht unbeschränkt; sie gehören ja eben zu den Dingen, mit Augustin zu sprechen, um die die Menschen des Weltstaats ringen und streiten und sie im Streiten stetig vermindern.

### *Welche Auswege sind möglich?*

Aus dieser Lage bieten sich mehrere Auswege an:

a) Der konsequente Aufbau eines Weltstaates mit Sanktionsrechten gegen Friedensbrecher. In diese Richtung gingen die ersten — nicht realisierten — Entwürfe von San Francisco zu Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Einwände liegen auf der Hand: Zum hierzu nötigen Souveränitätsverzicht ist kein Staat, vor allem nicht die Supermächte, bereit; die Totalitarismus-Erfahrungen unseres Jahrhunderts machen mißtrauisch gegen eine solche Lösung (aus einem Weltstaat kann man nicht mehr emigrieren!); ohne das fundierende moralische Bewußtsein könnten Befriedigungsaktionen eines Weltstaats leicht zu Schädlingsbekämpfungen im globalen Maßstab, zu einer quasi-polizeilichen Verengung des Politischen führen.

b) Alternativ zu a) bietet sich an der konsequente „Ausstieg“ aus international-politischen Zwängen und Verpflichtungen, wie ihn — wenigstens zum Teil — die internationale Friedensbewegung proklamiert, anknüpfend an eine absolute Friedensethik, wie sie im modernen Pazifismus vorgebildet ist.

Auch hier drängen sich zahlreiche Einwände auf: Historisch zeigt sich, daß die absolute Friedensethik und die Parole „Nie wieder Krieg“ paradoxerweise den modernen Krieg nicht gemildert hat, sondern ihn verschärfen half, indem sie Kriege in Kreuzzüge verwandelte und aus dem Friedensschluß ein Strafgericht über den Besiegten machte (die Konsequenz von Nürnberg war nicht, daß die Kriege verschwanden, wohl aber die Kriegserklärung, da niemand sich als „Angreifer“ zu erkennen geben wollte!). Außerdem zeigt vieles an der modernen Friedensbewegung regressive Züge: Der internationale Friede wird beschworen, seine Voraussetzung, der innerstaatliche Friede, wird jedoch durch gezielte Regolverletzungen, Umfunktionieren von Demonstrationen etc. in Frage gestellt.

c) Möglich scheint ein Ausweg, der in zwei- und mehrseitigen Abkommen der Staaten sich um konkrete Schritte der Abrüstung bemüht (Genfer Abrüstungsverhandlungen, SALT und START) und damit die Tendenz zu internationalem Gewaltverzicht unterstützt. Daneben sind Bemühungen um gemeinsame Elemente eines Kriegsverhütungs- und Friedensrechtes im Weltmaßstab denkbar. Man wird im Bereich des zwischenstaatlichen Friedens noch lange mit dem Schwergewicht von Abgrenzungs- und Gleichgewichtsvorstellungen der Politik rechnen müssen. Erst allmählich (und letzten Endes erst nach Überwindung ideologischer Blockbildungen) könnten sich zivilisatorische Bewußtseinsänderungen durchsetzen, die den Krieg eines Tages ebenso überholt und überflüssig erscheinen lassen, wie früher einmal die Sklaverei oder die Tötung von Kriegsgefangenen überflüssig wurden.

Was bleibt für den Christen? Zuerst vor allem das Bekenntnis, daß er in Dingen des Friedens heute nicht klüger ist als seine nicht-christlichen Zeitgenossen, daß er sich, wie sie, um eine redliche Analyse der sozialen und politischen Tendenzen der Gegenwart bemühen muß; daß er die wirkliche Geschichte annehmen muß und nicht voreilig in ein Utopia des Gedankens, trage dies selbst biblische Züge, auswandern darf.

Die historische Analyse läßt erkennen, daß der christliche Friedensgedanke in der modernen Staatenwelt nicht unwirksam gewesen ist. Der mühsam gewordene Staatenfriede innerhalb des europäischen *Ius Publicum* — heute als Prinzip weltweit anerkannt und ausstrahlend — darf an seinem Ursprungsort nicht preisgegeben werden. Es wäre verhängnisvoll, wenn heute insbesondere der innerstaatliche Friedensraum entgrenzt und suspendiert würde, wie es die Verfechter der permanenten Revolution fordern. Eine solche Entgrenzung würde weder zu einer neuen Friedensordnung im Innern noch zur Ausbreitung des zwischenstaatlichen Friedensbereiches führen: Alle historischen Revolutionen, die bestehende Ordnungen mit Gewalt abtrugen, haben nicht Frieden hinterlassen, sondern Krieg erzeugt. Der Weg zum Weltfrieden führt nur über die Konversion staatlicher Egoismen und den langsamen Aufbau der Elemente eines gemeinsamen Weltrechts. Der Rest ist Romantik und unpolitisches Wunschdenken.

Wer die großen Mühen und die geringen Erfolge der Menschheit um den Frieden in den letzten Jahrhunderten ansieht, der wird gewiß nicht skeptisch und müde werden, er wird aber über die Erreichbarkeit dieses Zieles nicht allzu leichtfertig und optimistisch urteilen.

Zweifellos war der einzelne in primitiven Verhältnissen mehr vom Krieg und vom Tod bedroht als wir; dafür aber verteilte sich das Risiko, da die Todesdrohung jeweils nur punktuell war, nur einen kleinen Kreis erfaßte. Mit dem modernen Staat wird ein weit größerer Kreis von Menschen einerseits in seiner Sicherheit nach innen geschützt, zugleich aber auch in Staatenkriegen in die kollektive Todesdrohung einbezogen; und heute, im Zeitalter weltweiter technischer Einheit, ist die Wolke möglicher Selbstauslöschung über die ganze Menschheit gewachsen. Mit dem Fortschritt zur Einheit der Menschheit wächst auch die Allgegenwart des Todes, der der ständige Begleiter des Menschen ist von Anfang an. Diesem Tod werden wir nur entgehen, wenn wir in uns selbst die Versuchung zur Kainstat am Nächsten überwinden und dem Willen zur kollektiven Vernichtung in geduldiger Arbeit Räume des Friedens abringen — dauerhafte Räume, in denen der Mensch zu wohnen vermag.



Die Versammlung dankte dem Redner nach einer kurzen Pause tiefer Stille mit einem spontanen Beifall.

Nach den Klängen Mozartscher Musik konnte sich die Zuhörerschaft zur Ansprache von Oberst i. G. Bernhard Weigel, dem Chef des Verbindungsstabes der in Deutschland stationierten französischen Streitkräfte, sammeln.

Oberst Weigel führte aus:

*Meine lieben Kameraden!*

*oder besser: Meine lieben Waffenbrüder in Christo!*

Ist es ein Zufall (aber für die Vorsehung gibt es keinen Zufall), daß diese Welt-Friedenswoche und unser heutiges Treffen zeitlich präzise mit dem 25. Jahrestag des Elyseevertrages zusammentrifft, der morgen von den in Paris versammelten Staats- und Regierungschefs von Frankreich und Deutschland, in einer gemeinsamen festlichen Zeremonie im Schatten des Domes von St-Louis des Invalides, gefeiert wird?

Hier in der Bundesrepublik selbst hat unser Oberbefehlshaber General Brette angeordnet, daß alle auf dem Bundesgebiet stationierten französischen Einheiten eine Ehrenformation in ihre Partnereinheit der Bundeswehr entsenden und daß jede von ihnen eine gleichbedeutende deutsche Formation empfangen würde, um somit unsere brüderliche Vereinigung zu versinnbildlichen.

Es steht mir nicht zu, politische, ja sogar militärische Lehren aus diesem Ereignis zu ziehen. Diese werden morgen aus zahlreichen offiziellen Communiqués hervorgehen, von denen wir bereits wissen, daß sie auf dem Weg unserer Einheit, unserer Brüderlichkeit, weit über die Versöhnung und unseren Willen hinaus, zwischen uns und für Europa einen endgültigen Frieden herzustellen, einen Schritt mehr bilden werden.

In dieser gemeinsamen Feier möchte ich lediglich das geistige Symbol sehen, das das Ereignis für unsere beiden Länder, für Europa und für die Welt, insbesondere in dieser Woche des Friedens, darstellt.

Dieses Symbol ist dies der endgültigen zur Verbrüderung gewordenen Aussöhnung von zwei Soldaten, die sich während der drei Bruderkriege der vergangenen 150 Jahre bis zum Tode gehaßt haben.

Jene drei Kriege haben in Europa begonnen, und jedesmal lag der Brandherd an der Grenzscheide zwischen Frankreich und Deutschland und breitete seine Verwüstungen auf den Rest der Welt aus.

Wie haben wir so weit kommen können? Dies ist Sache der Historiker, die Menschen der Vergangenheitserkundung sind.

Wir christlichen Soldaten müssen die uns obliegende Verantwortung für diese Zukunft, die wir frei und friedlich wollen, als Christen und als Soldaten erwägen.

Was mich anbelangt, so werde ich diese Überlegung nach zwei durch zwei Fragen ausgedrückten Zielrichtungen führen: Was sollen wir sein? Und was sollen wir verteidigen?

### 1) Was sollen wir sein?

Bei der reinen Vorstellung des Begriffs des christlichen Soldaten bietet sich eine einzige lateinische Übersetzung, und zwar das Wort „MILES“, wodurch im Mittelalter der Ausdruck des christlichen Ritters nicht anders übersetzt wurde. In jener Zeit der Räuberei im X. und im XI. Jahrhundert der Geschichte, war die damalige Kirche, die sich ihrer Verantwortung nicht entzog und feststellen mußte, daß eine gänzliche Verhinderung des Krieges ein himmlischer Traum gewesen wäre, stets bemüht, den Krieg menschenwürdiger zu gestalten und, wenn ich so sagen darf, zu „christianisieren“.

Der Gründung der großen Orden der Beschaulichen, Hospitaliter, Prediger und Bettler folgte die der militärischen Orden: Johanniter, Templer, Heiliges Grab, Deutscher Ritterorden, Lazaristen, Karmeliter, Montess, Calatrava, Avis, Christusorden.

Alle hatten eine einfache und erhabene Regel gemeinsam, die die Waffen dem christlichen und dem Gesetz des Herzens unterwarf. Die Kirche machte aus dem Ritterschlag eine grundlegende Zeremonie, die dem Empfang eines Sakramentes ähnelte: das auf dem Altar gelegene Schwert versinnbildlichte die Unterwerfung der Anwendung der Gewalt unter das geistliche Gesetz, das weiße Kleid des Edelmannes seinen Reinheitswillen, der feierliche Eid eine Opferung seiner selbst im Dienste des anderen.

Eine der schönsten bildlichen Darstellungen dieses geweihten Soldaten zielt den südwestlichen Pfeiler des Bamberger Doms, Sitz von ihrer Exzellenz Herrn Erzbischof Dr. KREDEL, unserem Militärbischof, den wir respektvoll hier heute abend begrüßen.

Die folgenden Jahrhunderte haben ein wenig diese Einrichtung verändert oder verdorben. „Salon-, Operetten- und Hofritter“ erschienen, und oft wurden nur Gepränge, zugestandene Ehrenzeichen oder Titel auf Kosten der ursprünglichen Ethik des Soldatenmönches beibehalten.

Wir haben dennoch in den meisten unserer Armeen einige jener Traditionen mit Sorgfalt aufrechterhalten, und wir berufen uns gerne darauf.

Sind wir nicht in unsere Armee eingetreten, einer Berufung folgend, die unmittelbar diesem Ideal ähnelt?

Es ist alsdann unentbehrlich für uns, daß wir nicht nur stets auf die äußeren Zeichen unseres Standes zurückkommen, der uns keinen rechtmäßig erhaltenen Adelstitel verleiht, sondern wohl mehr auf das tiefe Engagement unser selbst im Dienste anderer in Schlichtheit, Armut und Opfergeist der Ritter in ihren Ursprüngen.

Wir müssen uns besonders daran erinnern, daß das Kreuz Christi das wichtigste und gemeinsame Zeichen aller Orden Europas war und daß dieses Kreuz das Zeichen des durch Mühe, Leiden und das oberste Opfer unseres Retters verdienten Ruhms und der Auferstehung trägt.

Lange schon bevor es auf der Brust eines Soldaten, als Belohnung oder Auszeichnung, in der Form der Ehrenlegion oder des Verdienstordens erscheint, muß dieses Kreuz im stillen diese Brust bewohnen und das darin schlagende Herz anregen.

Folglich werden wir nie im Namen des Kreuzes, unter dem Zeichen des Kreuzes die Waffen gegen unsere Brüder erheben können, aber wir werden wohl unsere kreuzförmigen Schwerter als letztes Mittel für ihre Verteidigung benutzen, wenn wir den Befehl dazu erhalten.

Denn die Kraft steht der Gewalt entgegen.

Denn die Kraft des Guten steht der Gewalt des Bösen entgegen.

Denn wir sind und wollen Menschen der Kraft und nicht der Gewalt sein.

Als christliche Soldaten werden wir stets die Kraft unseres Glaubens in unseren Beruf und umgekehrt die Kraft unseres Standes als Soldat in unseren Glauben einflößen, und somit diese scheinbaren Widersprüche lösen.

So werden wir Menschen des Friedens sein, inspiriert, behütet, unterstützt und geschützt durch das Kreuz unserer Herkunft und unserer Seligkeit.

Somit werden wir unseren Verteidigungs- und Schutzauftrag, in den Grenzen, die die seinen sind, voll erfüllen können. . . „Denn es gibt nichts Erhabeneres“, sagt St Exupery, „als den Krieger, der die Waffen niederlegt und das Kind auf den Armen wiegt, oder als den Herrn Gemahl, der Kriegshandlungen betreibt“.

\*

*Und nun, was sollen wir verteidigen?*

Régine PERNOUD, höchst sachkundige Historikerin, hat in einem Lebenswerk uns deutlich vor Augen geführt, was der Feudalvertrag des Hohen Mittelalters des XII. und XIII. Jahrhunderts darstellt: gegenseitiger und hierarchisch gegliederter Einsatz von Arbeit und Verteidigung, respektvolle und symbolische Unterordnung, Verteidigung der Unterdrückten, der Witwen und Waisen, Verteidigung der nicht bewaffneten Völker durch bewaffnete Menschen, die der Macht einer von in seiner Struktur durch die Kirche inspirierten Hierarchie Treuepflicht schworen.

Aber wie jede menschliche Einrichtung, geprägt wie die Menschen durch die Erbsünde, sind die bewaffneten Menschen später oft zu Zwecken, die weit von ihrer einfachen Verteidigung entfernt waren, benutzt worden. Sie haben dem Ehrgeiz der Herren und Prinzen, dem Hochmut der Kaiser und der Vorherrschaft der Häuser und Familien gedient. Sie sind viel zu oft Werkzeuge der Gewalt der Staaten, der Diktatur und der Tyrannei geworden.

Und dies geschah auch in unserem geliebten Europa, das dadurch gegenüber seiner Berufung als christliches Land und geistliches Leuchtfeuer der Welt eidbrüchig wurde.

Gegenwärtig bauen wir dieses Europa wieder auf, in allen möglichen geistigen, wirtschaftlichen, politischen und militärischen Ebenen und Bereichen.

All diese Bemühungen werden unhaltbar sein, wenn wir nicht die bedeutsamen Wurzeln unserer Gemeinschaft berücksichtigen.

Diese hat nunmehr einen heiligen Schutzpatron in der Gestalt des Heiligen Benedikt von Nursia.

Es gibt nichts Schöneres für unser Europa als dieses Symbol der Einheit, die wir anstreben. Die Benediktinerklöster, die er gründete, strecken sich von Irland bis nach Polen, von Dänemark bis nach Sardinien. Ihre Bibliotheken beherbergen die Schätze unserer authentischen geistigen und geistlichen Kultur, und es waren die Taten und der missionarische Eifer dieser Mönche, die unsere Väter und Mütter erzogen. Wir fühlen uns zu Hause, sowohl in St. Wandrille als auch auf der Insel Wight, in Beuron als auch in Maria Laach, in Solesmes als auch in Göttweig.

Gestatten Sie mir, hier ganz besonders meinen heiligen Schutzpatron zu erwähnen.

St. Bernard von Clairvaux ergänzte und führte das Werk der Benediktiner fort. Unermüdlicher Reisender, durchzog er Europa und siedelte die Zisterziensereinrichtungen an. Viele Orte wurden von ihm selbst auserwählt. So erschienen die von Clairvaux in Burgund ausgegangenen weißen Kutten der Zisterziensermönche von THYMADEUC in der Bretagne bis nach COPRONITZ in Polen und von RUHEKLOSTER in Dänemark bis hin zu HEILIGENKREUZ in Österreich oder HIMMEROD in Deutschland.

All diese Klöster haben unsere tiefste Kultur bewahrt, und es ist die Ausstrahlung der Mönche, die uns gelehrt hat, sowohl das Land zu bebauen als auch Leib und Seele zu versorgen, die Gastfreundschaft von Gottes Haus und die Aufgeschlossenheit des Herzens zu pflegen. Um dieses zu illustrieren: Findet man nicht, unweit von hier, in den Manuskripten der Heiligen Hildegard, medizinische Geheimnisse, die die Wissenschaft in ihren modernen Techniken wiederentdeckt...?

Diese Mönche waren die geweihten Erzieher der Gnaden unseres europäischen Volkes, das unter ihrem Einfluß in Harmonie, Arbeit, Einsicht und Gebet zu leben lernte.

Die Klöster waren zugleich der Tiegel unseres Denkens und Zuflucht unserer Ängste bis in die heutige Zeit. Ist es nicht bezeichnend, daß ein Konrad Adenauer, Unterzeichner dieses Elyseevertrages, den wir morgen feiern, ausgerechnet im Kloster Maria Laach vor der Naziverfolgung Zuflucht suchte, wo er als „politischer Mönch“ lebte und sich durch Meditation und Gebet auf die bedeutende europäische Rolle, die er spielen sollte, vorbereitete? Ist es nicht auch gut zu wissen, daß einer der „Gründungsväter“ Europas, Robert Schuman, ohne Rücksicht auf seine Pflichten als Staatsmann jeden Tag sein Brevier las, um sich mit dem kanonischen Gebet der Kirche zu vereinen, das die klösterlichen Stunden in der ganzen Welt verkündet?

Solche Menschen stammten unmittelbar aus dem christlichen Volk Europas.

Sie hatten begriffen, daß diese Jahrhunderte des Christianismus direkt die Tugenden hervorbrachten, die wir als Leitbilder unserer modernen Demokratien sehen. Diese Tugenden, die sich in den Devisen unserer Republiken ausdrücken: Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit — bzw. Einigkeit, Recht und Freiheit, sind nichts anderes als das staatsbür-

gerliche, auf die Zukunft gerichtete Ergebnis der platonischen und aristotelischen Philosophie, die bis zu uns gelangte und durch 2000 Jahre Christianismus angereichert wurde.

Aber diese Werte sind stets durch die individuellen oder kollektiven menschlichen Versuchungen in ihrer tiefsten Substanz bedroht: absoluter Materialismus des Marxismus-Leninismus, Intoleranz des Islams und seiner Verfälle, Radikalismus der Diktaturen und persönlicher maßloser Ehrgeiz von Antichristen, falsche Propheten oder „Retter“ der Völker, Verbreiter von terroristischem Haß und politischem Mord, revolutionäre Fanatiker.

Mehr noch als ein geographisches Gebiet besitzen wir gemeinsam ein unendliches großes europäisches kulturelles, geistiges und mystisches Kapital, eine wesentliche Vorstellung der Freiheit des Menschen und seiner Erhabenheit, der unendlichen Achtung der Gedanken anderer, der Liebe der Menschen und ihres ewigen Schicksals in Gott, Alpha und Omega jeglichen Daseins.

Das ist die geistliche Heimat, die wir zu verteidigen haben.

\*

Kreuze unserer Kathedralen, Kreuze auf unseren Friedhöfen, an den Kreuzungen unserer Straßen und Wege, Kreuze unserer Leiden und Auszeichnungen, das Kreuz von Kaiser Konstantin, Prinz von Trier, das kreuzförmige Monogramm Karls des Großen und Hugues Capets, Kreuze der Kreuzritter, Soldaten Gottes. . . wir sind geboren und werden unter dem Zeichen des Kreuzes sterben. Unter diesem Zeichen ist unser Europa entstanden.

Aber unter deinem Schatten, Kreuz unserer Leiden, unserer Glaubenskriege und unserer Unsinnigkeiten, haben wir uns leider zerrissen, haben wir der Welt das Spektakel, die Fortsetzungen und die Auswirkungen unserer Zwietracht aufgezwungen.

Es ist unsere Aufgabe, christliche Soldaten, uns wieder unter dem Zeichen des Kreuzes zu versammeln, das die Brust unserer Vorbilder, die Soldatenmönche, kennzeichnete.

Dieses alsdann auf Europa gerichtete Kreuz mit vier Himmelsrichtungen wird uns wohl die Nord-Süd-Ost-West-„Zielrichtungen unserer Bemühungen“ auf Frieden in der Welt angeben.

Versammelt um dieses innere Wahrzeichen, gestützt auf seine Gnade, seiner ewigen Seligkeit erfreut, seiner Prüfungen und seiner Ansprüche bewußt, werden wir besser die Verteidigung und das geistige Überleben unseres Volkes gewährleisten und die zahlreichen Bedrohungen mit dem Tod überwinden können. Unser Weg ist klar und gebahnt. Unsere Flagge weht an der Spitze:

Vexilla Regis prodeunt: Fulget Crucis mysterium, qua vita mortem pertulit et morte vitam protulit.

*O crux Ave Spes Unica!*

Herzlicher, von Zuneigung und Anerkennung getragener Beifall dankte dem französischen Offizier, dem Kameraden aus Europa.

Da dieses Heft auch den Weg zu A.M.I. und zu französischen Soldaten findet, ist anschließend dieser Vortrag im französischen Wortlaut abgedruckt.

*Mes chers Camarades!*

*Meine lieben Waffenbrüder in Christo!*

Est-ce un hasard — (mais pour la Providence il n'existe pas de hasard) — si cette semaine pour la paix dans le monde et notre réunion de ce soir coïncident précisément avec le 25<sup>ième</sup> anniversaire du Traité de l'Elysée qui sera célébré demain par les Chefs de Gouvernement et d'Etat de France et d'Allemagne réunis à Paris pour une commune célébration à l'ombre du dôme de la cathédrale militaire de St. Louis des Invalides.

Ici, en Allemagne fédérale même, notre Commandant en Chef le Général BRETTE a décidé que toutes les Unités françaises stationnées sur le territoire enverraient une section d'honneur dans leurs unités jumelées de la Bundeswehr, tandis que chacune d'entre elles recevrait un détachement de même importance pour symboliser notre réunion fraternelle.

Il ne m'appartient pas de tirer des leçons politiques, voire militaires, de cet évènement. Celles-ci feront l'objet demain de multiples communiqués officiels dont nous savons déjà qu'ils constitueront un pas de plus dans le sens de notre unité, de notre fraternité, bien au-delà de la réconciliation, et de notre volonté d'instaurer entre nous et pour l'Europe une paix définitive.

Je veux simplement voir dans cette célébration commune le symbole spirituel qu'il représente pour nos deux Pays, pour l'Europe et pour le monde, précisément en cette semaine de la Paix.

Ce symbole est celui de la réconciliation définitive, parvenue jusqu'à la fraternité, de deux soldats qui se sont haïs jusqu'à la mort au cours des trois guerres fratricides des 150 dernières années.

Ces trois guerres ont commencé en Europe et chaque fois, le foyer de cet incendie se situait aux confins de la France et de l'Allemagne pour communiquer par la suite ses dévastations au reste du monde.

Comment avons nous pu en arriver là? Ceci est l'affaire des historiens qui sont gens du passé.

Quant à nous, soldats chrétiens, il nous faut réfléchir, en soldats et en chrétiens, sur les responsabilités qui nous incombent pour cet avenir que nous voulons libre et pacifique.

Je conduirai pour ma part cette réflexion selon deux axes exprimée par deux questions: Que devons nous être et que devons nous défendre?

\*

### 1) *Que devons nous être?*

A la simple évocation de ce mot de soldat chrétien, une seule traduction latine s'impose, le mot „MILES“ par lequel le Moyen-Age ne traduisait pas autrement le terme de chevalier chrétien. A cette époque de brigandage des XI<sup>ème</sup> et XII<sup>ème</sup> siècles de l'Histoire, l'Eglise de l'époque, qui ne fuyait pas ses responsabilités, se rendant compte qu'empêcher totalement la guerre aurait constitué un rêve angélique, se soucia d'humaniser et, si j'ose m'exprimer ainsi, de „christianiser“ la guerre.

A la fondation des Grands Ordres contemplatifs, hospitaliers, prêcheurs et mendiants répondit celle des Ordres militaires: St. Jean de Jérusalem, Templiers, St. Sépulcre, Teutooniques, St. Lazare, Mont-Carmel, Montesa, Calatrava, Avis, Ordre du Christ.

Tous avaient en commun une Règle simple et belle qui soumettait les armes à la loi chrétienne et à celle du cœur. L'Eglise fit de l'entrée en Chevalerie par l'Adoubement une cérémonie fondamentale qui s'apparentait à la réception d'un Sacrement: le glaive posé sur l'autel symbolisait la soumission de l'emploi de la force à la loi spirituelle, la robe blanche de l'Ecuyer sa volonté de pureté, le serment solennel une oblation de tout lui-même au service des autres. L'une des effigies les plus belles de ce soldat consacré figure au pilier sud ouest de la Cathédrale de BAMBERG, siège de Monseigneur l'Archévêque Dr. KREDEL, notre Evêque militaire que nous saluons très respectueusement ici ce soir.

Les siècles suivants ont quelque peu altéré ou corrompu cette fondation. Des „chevaliers de salon, d'opérette et de cour“, sont apparus et bien souvent n'ont été conservés que l'apparat, les signes honorifiques ou les titres octroyés, au détriment de l'éthique de Moine-Soldat qui marquait l'institution primitive.

Nous avons pourtant conservé dans la plupart de nos Armées certaines de ces traditions avec soin et nous aimons nous y référer.

Ne sommes-nous pas entrés dans notre Armée mus par une vocation qui s'apparentait directement à cet idéal?

Il nous est alors indispensable de revenir constamment, non pas seulement aux signes extérieurs de notre état, qui ne nous confère pas un titre de noblesse acquis de droit, mais bien plutôt à l'engagement profond de tout nous-mêmes au Service des autres dans le dépouillement, la simplicité, la pauvreté et l'esprit de sacrifice des Chevaliers des origines.

Il nous faut surtout nous rappeler que la Croix du Christ constituait l'insigne majeur et commun à tous les Ordres d'Europe et que cette croix comporte la signe d'une gloire et d'une résurrection mérités par l'effort, la souffrance et le sacrifice suprême de Celui qui nous sauve.

Bien avant d'apparaître, sur une poitrine de soldat, récompense ou distinction, sous la forme d'une Légion d'Honneur ou d'un Ordre du Mérite, cette Croix doit habiter secrètement cette poitrine et inspirer directement le cœur qui y bat.

Ainsi, au nom de la Croix, sous le signe de la Croix, ne pourrons nous jamais prendre les armes contre des frères, mais pourrons nous certes, utiliser nos glaives — qui ont une forme de croix — si nous sommes commandés de le faire, en ultime recours pour leur défense.

Car la force s'oppose à la violence.

Car la force du bien s'oppose à la violence du mal.

Car nous sommes et voulons être des hommes de force et non de violence.

Soldats chrétiens, nous résoudrons cette apparente contradiction des mots en insufflant constamment la puissance de notre Foi dans notre Métier et, inversement, la force de notre état de soldat dans notre Foi.

Ainsi nous serons des hommes de paix, inspirés, gardés, soutenus et sauvegardés par la Croix de nos origines, notre référence et notre salut.

Ainsi pourrons nous remplir pleinement notre Mission de défense et de protection dans les limites qui sont les siennes. . . „Car je ne vois rien de plus grand“, dit St Exupéry, „que dans le Guerrier qui dépose les armes et berce l'enfant, ou dans l'époux qui fait la guerre.“

\*

## *2) Et maintenant que devons nous défendre?*

Régine PERNOUD, historienne de grande compétence, dans une œuvre de toute une vie, nous a clairement démontré ce que représentait le contrat féodal de la haute époque des XII<sup>ème</sup> et XIII<sup>ème</sup> siècles: engagement réciproque et hiérarchisé de travail et de défense, subordination respectueuse et symbolique, défense de l'opprimé, de la veuve et de l'orphelin, protection des populations non armées par des gens d'armes qui faisaient allégeance au pouvoir d'une hiérarchie inspirée sans sa structure par l'Eglise.

Mais comme toute institution humaine, marquée, comme les hommes, par le péché originel, les hommes armés ont été souvent par la suite utilisés à des fins bien éloignées des buts de la simple défense. Ils ont servi l'ambition des Seigneurs et des Princes, l'orgueil des Empereurs et la suprématie des Maisons et des Familles. Ils sont trop souvent devenus les instruments de la violence des Etats, de la dictature ou de la tyrannie.

Et tout ceci s'est aussi passé dans notre Europe chérie qui, par là-même, parjurait sa vocation de terre chrétienne et de phare spirituel du Monde.

Nous reconstruisons actuellement cette Europe sur tous les plans et dans tous les domaines possibles, intellectuel, économique, politique et militaire.

Mais tous ces efforts manqueront de fondements si nous ne prenons pas en compte les racines les plus essentielles de notre Communauté Européenne.

Celle-ci possède désormais un Saint Patron protecteur en la personne de St. BENOIT de NURCIE.



Quoi de plus beau pour notre Europe que ce symbole de l'Unité vers laquelle nous tendons. les Monastères bénédictins qu'il fonda vont de l'Irlande à la POLOGNE et du DANEMARK à la SARDAIGNE. Leurs bibliothèques renferment les trésors de notre culture authentique intellectuelle et spirituelle et c'est l'action et l'apostolat de ces moines qui éduqua nos pères et nos mères. Nous nous retrouvons chez nous aussi bien à St. WANDRILLE qu'à l'île de WIGHT, à BEURON qu'à MARIA LAACH, à SOLESMES ou à GÖTTWEIG.

Permettez moi aussi de faire ici une mention particulière de mon Saint Patron.

Saint Bernard de Clairvaux complète et poursuit l'œuvre bénédictine. Voyageur infatigable il sillonne l'Europe pour y implanter les fondations cisterciennes dont beaucoup de lieux furent choisis par lui-même. C'est ainsi que les coules blanches des moines cisterciens parties de CLAIRVAUX en BOURGOGNE apparurent de THYMADEUC en BRETAGNE à COPRONITZ en POLOGNE et de RUHEKLOSTER au DANEMARK à HEILIGENKREUZ en AUTRICHE ou à HIMMEROD en Allemagne et dans tant d'autres lieux.

Tous ces monastères sont les conservatoires de notre culture la plus profonde et c'est le rayonnement de leurs Moines qui nous a enseigné aussi bien à cultiver la terre, qu'à soigner les âmes et les corps, à pratiquer l'hospitalité de sa maison et l'accueil du cœur. A titre de simple illustration ne découvrez-t'on pas, non loin d'ici, dans les manuscrits de Sainte HILDEGARDE des secrets médicaux que la science redécouvre dans ses techniques les plus modernes. . .

Ces Moines furent les éducateurs bénis de Grâce de notre peuple européen qui sous leur influence apprit à vivre dans l'harmonie, le travail, l'intelligence et la prière.

Les Monastères furent à la fois le creuset de notre pensée et le refuge de nos angoisses jusqu'en cette période actuelle. N'est-il pas significatif qu'un Konrad ADENAUER, signataire de ce Traité de l'Elysée, que nous célébrons demain, se soit précisément réfugié de la persécution nazie au monastère de MARIA LAACH, où il vécut „moine politique“, se préparant ainsi par la méditation et la prière à l'immense rôle européen qu'il devait jouer. N'est-il pas bon aussi de savoir que l'un des „pères fondateurs“ de l'Europe, Robert SCHUMAN, quelles que soient ses obligations d'homme d'Etat, récitait tous les jours son bréviaire pour s'unir ainsi à la prière canonique de l'Eglise qui scande les heures monastiques dans le monde entier.

De tels hommes étaient directement issus du peuple chrétien d'Europe.

Ils avaient compris que ces siècles de christianisme avaient directement engendré les vertus que nous voulons être celles de nos démocraties modernes. Ces vertus qui s'expriment par les devises de nos Républiques: Liberté — Egalité — Fraternité. Einigkeit, Recht, Freiheit ne sont autres que l'aboutissement civique, débouchant sur l'avenir, de la philosophie platonicienne et aristotélicienne parvenue jusqu'à nous et enrichie par deux mille ans de chrétienté.

Mais ces valeurs sont toujours menacées dans leur essence la plus profonde par les tentations humaines individuelles ou collectives: matérialisme absolu du marxisme léninisme, intolérance de l'Islam et de ses perversions, radicalisme des dictatures ou ambitions personnelles démesurées d'antéchrists, de faux prophètes ou de „sauveurs“ de peuples, semeurs de haine terroriste et de crimes politiques, fanatiques révolutionnaires.

Plus encore qu'un territoire géographique, nous avons en commun un immense capital européen culturel, spirituel et mystique, une conception de la liberté essentielle de l'homme et de sa noblesse, du respect infini de la pensée d'autrui, de l'harmonie de nos relations politiques et pour nous, soldats chrétiens, de l'Amour des hommes et de leur destinée éternelle en Dieu, Alpha et Omega de toute existence.

Telle est la patrie spirituelle que nous avons à défendre.

\*

Croix de nos cathédrales, croix de nos cimetières, des carrefours de nos routes et de nos chemins, croix de nos épreuves et de nos récompenses, croix de Constantin Empereur et prince de Trèves, monogramme de Charlemagne et d'Hughes Capet en forme de Croix, Croix des Croisés, Soldats de Dieu. . . nous sommes nés et nous mourrons sous le signe de la Croix.

C'est sous ce signe que notre Europe s'est formée.

Mais croix de nos souffrances, de nos guerres de religion et de nos déchirements, c'est hélas aussi sous son ombre que nous nous sommes séparés et avons imposé au monde le spectacle, les prolongements et les conséquences de nos déchirures.

Il nous appartient, soldats chrétiens, de revenir nous rassembler sous le signe de la croix qui marqua les poitrines de nos Anciens, les Moines-Soldats.

Alors, centrée sur l'Europe, cette croix aux quatre directions nous donnera bien nos „axes d'efforts“ Nord-Sud-Est-Ouest, vers la Paix du Monde.

Ainsi regroupés autour de cet emblème intérieur, forts de sa Grâce, joyeux de son Salut, conscients de ses épreuves et de ses exigences, pourrons nous mieux assumer la défense et la survie spirituelle de notre Peuple et vaincre les multiples morts qui le menacent. Notre chemin est clair et bien tracé. Notre Drapeau est en tête:

Vexilla Regis prodeunt: Fulget Crucis mysterium, que vita mortem pertulit et morte vitam protulit.

*O Crux Ave Spes Unica!*

Nach einer musikalischen Besinnung sprach unser Militärbischof das Schlußwort.  
Der Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof vom Bamberg, führte aus:

### *Liebe Soldaten!*

Unser Heiliger Vater, Papst Johannes Paul II., hat den diesjährigen Welttag des Friedens unter das Motto gestellt: „frei für Gott, um Frieden zu schaffen“. Mit diesem Motto kommt sicherlich zuerst die Forderung zum Ausdruck, daß wir Menschen, die wir uns in Glaube, Hoffnung und Liebe dem Anruf Gottes öffnen und in der sakramentalen Gemeinschaft der Kirche leben, in besonderer Weise dazu berufen sind, Frieden zu stiften, zu wahren und zu fördern.

Ein zweiter Gedanke verbindet sich untrennbar mit diesem Motto. Der Heilige Vater selbst hat es als Überschrift seiner Botschaft zum diesjährigen Weltfriedenstag gewählt. Religionsfreiheit, Bedingung für friedliches Zusammenleben. Freiheit ist für wahren Frieden ebenso unverzichtbar wie Wahrheit, Gerechtigkeit, Solidarität und Liebe. Der Papst stellt fest, Freiheit ist die vorzüglichste Auszeichnung des Menschen. Er bezeichnet die Religionsfreiheit als unauslöschliche Forderung aus der Würde jedes Menschen. Als Grundstein des Gebäudes der Menschenrechte und unersetzlichen Faktor für das Wohl der Personen und der ganzen Gesellschaft wie auch für die personale Verwirklichung eines jeden einzelnen.

Wo also Freiheit, insbesondere Religionsfreiheit, einzelner Menschen oder ganzer Völker mißachtet oder ganz verwehrt wird, ist der Friede in höchster Gefahr. Nicht die Waffen als solche gefährden den Frieden, vielmehr verursachen Unrecht, Ungerechtigkeit und Unfreiheit kriegerische Auseinandersetzungen in unserer Gegenwart und bedrohen das friedliche Miteinander der Völker untereinander.

Von christlicher Verantwortung geprägter Friede verlangt daher eine spezifische Umsetzung und Verwirklichung im Leben des Staates. Dazu gehört die Sicherung, Gewährleistung und positive Ermöglichung der freien Religionsausübung durch die verfassungsmäßige Ordnung. Wir Deutschen haben nicht zuletzt gerade dies aus der Geschichte gelernt. Art. 4 unseres Grundgesetzes bezeichnet die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses als unverletzlich und gewährleistet die ungestörte Religionsausübung.

In dieser Hochschätzung der Religionsfreiheit durch die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland gründet auch der im Soldateneid im Soldatengesetz verankerte Anspruch für Soldaten auf Seelsorge und ungestörte Religionsausübung.

Als katholischer Militärbischof erinnere ich gerade heute an diesen Zusammenhang. Der Staat der Bundesrepublik Deutschland wünscht eine Militärseelsorge, weil er das Grundrecht des Soldaten auf freie Religionsausübung anerkennt und die positive Ausgestaltung dieses Rechtes durch die Kirchen oder ihre Mitglieder ermöglichen will. Eine staatliche Ordnung, die in dieser Weise das Grundrecht der Religionsfreiheit sichert, darf zu Recht

für sich in Anspruch nehmen, Garantin des Friedens zu sein. Dieser Friede bedarf der Sicherung und der Verteidigung weil er nach wie vor gefährdet ist. Die Kirche in freiheitlichen Demokratien darf gerade in Zeiten, in denen sich die Politik um den Abbau der Spannungen bemüht, nicht müde werden, darauf hinzuweisen, daß die Respektierung und positive Ermöglichung der freien Religionsausübung immer ein entscheidendes Kriterium für wirklichen Frieden bleibt.

Der Gemeinschaft Katholischer Soldaten danke ich ganz herzlich für diesen Abend, und nicht nur das, auch für die sonst geleisteten Dienste in unserem Lande; es kommt aber in ganz besonderer Weise durch die Gestaltung der Feier dieses Welttags des Friedens 1988 zum Ausdruck. Dafür mein Dank und meine ganz bescheidene Anerkennung.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Der Dank des Erzbischofs an die GKS fand die begeisterte Zustimmung des Auditoriums. In diesem Beifall wurde deutlich, hier steht die „Lobby für den Frieden“ — allerdings auch für den Frieden in Freiheit.

Nach den festlichen Klängen der Sinfonie D-Dur von Johann Christian Bach konnte die GKS unserem Bischof das erste Exemplar der fortgeschriebenen Auflage des Buches „Wenn Soldaten Frieden sagen . . .“ überreichen.

In der hochgestimmten Atmosphäre des Abends ging diese Übergabe fast unter.

Noch lange dauerten die Gespräche im Foyer.

Für eine solche Veranstaltung muß man einfach danken. Nicht nur den Ausrichtern und Tragenden, sondern auch den vielen Stillen im Hintergrund. Dazu gehören die jungen Soldaten, die hilfreich zur Seite standen von der Organisation bis zur Ausgabe der Erfrischungen. Nicht unerwähnt bleiben sollten, stellvertretend für eine ganze Reihe von Helfern, Kapitän z.S. a.D. Norbert M. Schütz und Oberamtsrat Rolf Bartscher.

Wer die Probleme einer Organisation kennt, weiß, was hier an Zuarbeit und Hilfe geleistet wurde.

So kann man dem Team um Walter Szelag nur danken und gratulieren.

Bedeutungsvoll aber wurde diese Veranstaltung dadurch, daß nach einer Reihe von bedeutenden Rednern der letzten Jahre — Minister Dr. Manfred Wörner, Bundespräsident a.D. Professor Dr. Karl Carstens — nunmehr der Präsident der katholischen Laien wiederum neue Akzente gesetzt hat, die in der Arbeit der Basis verwirklicht werden müssen, die Anlaß zum *Weiterdenken* der Frage des Friedens sind.

Dank nochmals allen Beteiligten und Aufruf: Laßt die Sache des Friedens in Freiheit nicht einschlafen. Sichert, arbeitet und betet für den Frieden.

H.F.

# Kirche

## Am Grabe eines Seligen

Seit Jahren besuche ich, wenn ich in München bin, das Grab von Pater Ruppert Mayer in der Bürgersaalkirche.

Ich kann nicht sagen, warum mich diese schlichte Krypta anzieht. Ursprünglich war es vielleicht diese helle, zur Besinnung einladende Gebetsstätte.

In den ersten Nachkriegsjahren war Pater Ruppert kein besonderer Begriff. Ich erfuhr von Einheimischen eigentlich nur drei Dinge:

- Pater Ruppert war im Ersten Weltkrieg ein tapferer Militärgeistlicher, der trotz schwerer Verwundung nach dem Krieg den Menschen aufopfernd geholfen hat.
- Zu der Nazizeit habe man ihn mit Redeverbot belegt und aus München verbannt.
- Am 1. November 1945 sei er am Altar gestorben.

Was mich immer wieder verwundert hat, war die große Zahl von stillen Betern aus allen Schichten.

Eines Tages hörte ich, daß man seitens Münchner Einwohner, aber auch seitens des Ordens den Seligsprechungsprozeß einleiten wolle.

Es folgte eine Zeit, da konnte das Schrifttum, das aufgelegt wurde, zu innerer Reservation führen.

Aber die Zahl der Beter in der kleinen Kapelle nahm nicht ab. So konnte auch ich mich dieser Dichte gemeinsamen Betens nicht entziehen.

Immer wieder gab es diese stillen Besucher, ihr Strom blieb gleich stark.

Dann kam die Zeit, da das offizielle Verfahren in Gang gesetzt wurde. Die Zahl der Bittenden schien zuzunehmen.

Als am Sonntag, dem 3. Mai 1987, der Heilige Vater, Papst Johannes Paul II., P. Ruppert Mayer in München selig sprach, brauste nicht nur im weiten Olympia-Stadion der Jubel auf, es schien, als wenn ganz München von der Bedeutung dieses Augenblicks erfaßt worden wäre. Nunmehr schwoll der Strom der Gläubigen so an, daß man in den Tagen des Mai 1987 kaum Einlaß in die Gedenkstätte finden konnte.

Nun war ich nach einem Jahr wieder in der Bürgersaalkirche. Ich nahm an, daß der Strom versiegt oder zumindest in ein Normalmaß zurückgekehrt sei.

Das Gegenteil war der Fall. Das Kirchlein war voller denn je — und zu allen Tageszeiten. Man mußte sich ein Plätzchen suchen, um in Stille dem Strom der Andächtigen zuzuschauen.

Und es fiel auf, die Gemeinschaft der Betenden hat sich nicht geändert. Menschen aus allen Ständen, arme, reiche Menschen, sichtbar vom Land, erkennbare Münchner, aber auch viele Gläubige (?), Hoffende (?), Dankende (?), Suchende (?) und Bittende kamen aus anderen Bereichen, aus dem Ausland, hier zum Grabe des Seligen.

Selten habe ich eine so unterschiedliche Schar gesehen. Man möge mir verzeihen, daß ich aus journalistischer Neugierde diese Menschen einzustufen versuchte. Da war die auffallend elegante Frau neben einer einfachen. Da stand ein sehr gut gekleideter Herr, grauhaarig im modisch geschnittenen Mantel, passender Hut, Handschuhe, Stock mit silbernem Knauf, im Gebet versunken neben einem armen, vom Leben Gebeutelten, dessen Plastiktüten auf Stadstreicher schließen lassen konnten. Aber sie alle beteten in tiefer innerlicher Sammlung.

Auch junge Menschen waren in großer Zahl zu finden, Studenten, Studentinnen, Krankenschwestern in Tracht, Ordensschwestern und eben jene, die nirgendwo zuzuordnen waren. Erstaunlich war aber auch, daß viele Andächtige aus den Jahrgängen zu sein schienen, die man leider nur noch wenig in der Kirche sieht, die Jahrgangsstufen zwischen 30 und 50 Jahren.

Allen war eines gemeinsam, sie waren im Gebet vereint.

Eine Anmerkung am Rande: In dieser Kirche gibt es eine ansprechende Krippe oder, besser, eine mit dem Evangelium wechselnde Darstellung der Geschichte Jesu. Früher sah man dort oft Kinder an der Hand ihrer Mütter. Heute ist der Blick aller auf die Platte im Fußboden gerichtet, die Stelle, an der P. Ruppert Mayer 1945 zu Gott gerufen wurde.

Es gibt in dieser heiligen Stätte viele Dinge, die sehenswert sind. Aber der allgemeine Blick hat sich in der Richtung verändert. Man scheint mit dem Herzen, aber auch mit dem Blick dem Mysterium des seligen Pater Ruppert nachzuspüren. Er ist der, der die Fürbitten zu Gott tragen soll. Vertrauen wir ihm auch unsere Belastungen an, ihm, der schon immer als der 15. Nothelfer galt. Sein Wort bewahrheitet sich: „Es geht nicht ohne Gott.“ H.F.

## *I. Frau und Priestertum*

Vor fünfzig Jahren schreibt Edith Stein, die große Philosophin und am 1. Mai 1987 von Papst Johannes Paul II. zur Ehre der Altäre erhobene Karmelitin: „Die Urkirche kennt eine mannigfache karitative Tätigkeit der Frauen in den Gemeinden, eine stark apostolische Wirksamkeit der Bekennerinnen und Märtyrinnen, sie kennt die liturgische Jungfräulichkeit und auch ein geweihtes kirchliches Amt, das Frauendiakonat, mit einer eigenen Diakonatsweihe — aber das Priestertum der Frau hat sie nicht eingeführt. Die weitere geschichtliche Entwicklung bringt eine Verdrängung der Frauen aus diesen Ämtern und ein allmähliches Sinken ihrer kirchenrechtlichen Stellung, wie es scheint, unter dem Einfluß alttestamentlicher und römisch-rechtlicher Vorstellungen. Die neueste Zeit zeigt einen Wandel durch das starke Verlangen nach weiblichen Kräften für kirchlich-karitative Arbeit und Seelsorgehilfe. Von weiblicher Seite regen sich Bestrebungen, dieser Betätigung wieder den Charakter eines geweihten kirchlichen Amtes zu geben, und es mag wohl sein, daß diesem Verlangen eines Tages Gehör gegeben wird. Ob das dann der erste Schritt auf einem Wege wäre zum Priestertum der Frau, ist die Frage.

Dogmatisch scheint mir nichts im Wege zu stehen, was der Kirche verboten könnte, eine solche bislang unerhörte Neuerung durchzuführen.“<sup>(1)</sup>

Die Kirche hat eine derartige Neuerung nicht durchgeführt, obgleich der Ruf, den Frauen wieder liturgische Rechte zu verleihen, bis heute nicht verstummt ist. Im Gegenteil: Er hat an Lautstärke zugenommen; es sind zumeist kirchlich, aber auch nicht kirchlich engagierte Frauen, die diesen Ruf verstärken. Trotz der Tatsache, daß Frauen in der Kirche immer führende und einflußreiche Stellungen eingenommen haben, begann sich Anfang der sechziger Jahre mit dem ganz neuen Phänomen der Frauenemanzipationsbewegung ein anderes Bewußtsein von der Stellung der Frauen in der Kirche zu entwickeln. Die Kirche fühlte sich von diesem Phänomen betroffen, so stellt z. B. Papst Johannes XXII. bereits in seiner Enzyklika „Pacem in Terris“ aus dem Jahr 1963 fest, daß „Frauen sich ihrer menschlichen Würde immer mehr bewußt werden“ und Rechte verlangen, „die einem Menschen sowohl im häuslichen als auch im öffentlichen Leben zustehen“.

Die „Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute“ (7.12.65) anerkennt die „neuen sozialen Beziehungen zwischen Männern und Frauen“ und hält fest, daß Frauen legal und faktisch Gleichberechtigung mit den Männern fordern.

Spätere Verlautbarungen des Hl. Stuhls enthalten einen ähnlichen Tenor, so erwähnt Richard P. Mc. Brien in diesem Zusammenhang: „Papst Pauls VI. Enzyklika über Geburtenkontrolle, ‚Humanae Vitae‘, machte dieselbe Beobachtung (Art. 2). Im Jahre 1971 veröffentlichte dieser eine Enzyklika (Octogesima Adveniens), worin er auf das Bestreben Bezug nahm, der Diskriminierung der Frau in vielen Ländern ein Ende zu bereiten (Art. 13). Etwas später im selben Jahr drängte das Dokument ‚Gerechtigkeit in der Welt‘ der Drit-

ten Internationalen Bischofssynode dazu, daß „Frauen ihren Anteil an der Verantwortung und Beteiligung am Gemeinschaftsleben der Gesellschaft wie der Kirche bekommen sollten.“<sup>(2)</sup>

Doch was das Priestertum der Frau betrifft, verhält sich Paul VI. äußerst restriktiv: „Im Jahr 1972 veröffentlichte Papst Paul VI. einen apostolischen Brief, in dem er Frauen ausdrücklich sogar von den neuen Laienämtern des Lektors und Akolythen ausschloß (Ministeria Quaedam).“<sup>(3)</sup>

Wenngleich, wie die Päpstliche Bibelkommission im Jahr 1976 berichtet, sich auf der Grundlage biblischer Beweisgründe allein keine Unterstützung für den Ausschluß der Frauen vom geweihten Priestertum finden läßt, entscheidet die Kongregation für die Glaubenslehre in ihrer Erklärung zur Frage der Zulassung der Frauen zum Priesteramt vom 15. Oktober 1976 definitiv: „Die Kirche hält sich aus Treue zum Vorbild ihres Herrn nicht dazu berechtigt, die Frauen zur Priesterweihe zuzulassen.“<sup>(4)</sup>

Von dieser Definition ist die Kirche bisher nicht abgewichen. Dennoch geben die Befürworter des Priestertums für die Frau nicht auf, mehr und mehr machen sich vornehmlich Frauen dafür stark.

## *II. Aktionen und Aktivitäten*

### *A. Amtsgremien und -personen*

#### *1. Die Gemeinsame Synode der Bistümer*

in der Bundesrepublik Deutschland<sup>\*)</sup> hat die Zulassung der Frauen nur in Bezug auf ihre Zulassung zum sakramentalen Diakonat eingehend behandelt. Ihr Votum: „Die Synode bittet den Papst,

1. a) die Einsetzung zu Lektoren und Akolythen nicht nur Männern vorzubehalten, b) dafür zu sorgen, daß alle Bestimmungen des Kirchenrechts der Würde und Rechtsgleichheit der Frau entsprechen . . .
2. . . .
3. die Frage des Diakonats der Frau entsprechend den heutigen theologischen Erkenntnissen zu prüfen und angesichts der gegenwärtigen pastoralen Situation womöglich Frauen zur Diakonatsweihe zuzulassen . . .“<sup>(5)</sup>

#### *2. Die deutschen Bischöfe*

verweisen in ihrem Wort „Zu Fragen der Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft“ vom 21. September 1981 auf den Beschluß der Gemeinsamen Synode und ergänzen: „Wir Bischöfe haben auf Anregung der Gemeinsamen Synode in einer Eingabe an die zuständige Kongregation für Kirchenrechtsreform ein umfassendes Votum mit dem Ziel gerichtet, in Zukunft die Frauen zu allen Diensten des gemeinsamen Priestertums aller Getauften gleichberechtigt zuzulassen.“



Wir werden uns weiter dafür einsetzen, daß gesamtkirchlich und für den eigenen Jurisdiktionsbereich Frauen zu allen Diensten zugelassen werden, die theologisch möglich, pastoral sinnvoll, angemessen und notwendig sind.“<sup>6)</sup>

3. Die Synode der Diözese Rottenburg-Stuttgart 1985/86 fordert, „die in Teilen der alten Kirche geübte Praxis der Weihe von Diakoninnen wieder einzuführen“.<sup>7)</sup>

4. Bischöfe aus Europa und den USA haben wiederholt — und sie tun es noch — ihre Stimme zu Gunsten und Stärkung der Stellung der Frau in der Kirche erhoben. Erinnert sei hier vor allem an den 16seitigen Hirtenbrief des Erzbischofs von Los Angeles, Roger M. Mahony, auf den KNA in ihren Meldungen vom 2. und 3. September 1987 besonders hingewiesen hat (vgl. Auftrag 167, November 1987, S. 18). Oder eine andere Stimme: Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Karl Lehmann, Bischof von Mainz, hält „die sogenannte Frauenfrage für eine der dringlichsten Aufgaben der Kirche“ (ebd. auch andere Stimmen).

### *B. Verbandsgremien*

Kraftvoller und rigoroser als die Stimmen der Amtskirche ertönen in jüngster Zeit die Stimmen der Frauenverbände. Beispielhaft seien in diesem Kontext der „Katholische Deutsche Frauenbund“ (KDFF) und die „Weltunion Katholischer Frauen-Organisationen“ (WUCWO) genannt.

1. Der Katholisch Deutsche Frauenbund (KDFF) erhebt angesichts des Auszugs vieler junger Frauen aus der Kirche den Slogan: „Kirche hat keine Zukunft ohne Frauen!“ Eindeutig fordert der Frauenbund die Weihe von Diakoninnen. Er unterstreicht diese Forderung auf Grund neuer theologischer Forschungen, wonach neben den zwölf Aposteln auch Frauen zum Kreis Jesus gehörten, die mit ihm umherzogen. Auf einer ökumenischen Fachtagung des KDFF im Sommer 1987 betont die Grevener Theologin Dr. Ida Raming, die frauenfeindlichen Entwicklung der Kirche sei auf das soziologische Bild der damaligen Gesellschaft im Mittelmeerraum und der folgenden Epochen zurückzuführen. Die Diskriminierung der Frau habe die Kirche immer mit der Andersartigkeit der Frau begründet. Hinter der heute noch gängigen Formel von „gleichwertig, aber andersartig“ in Bezug auf die Frau stehe die ganze Geschichte der nicht aufgearbeiteten Frauenfeindlichkeit der Kirche.<sup>8)</sup>

Bezüglich des vorstehend wiedergegebenen Wortes der deutschen Bischöfe ist die Präsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes, Ria Pechel, insofern anderer Meinung, als sie sagt, die Entscheidung über das, was „theologisch möglich, pastoral sinnvoll, angemessen und notwendig“ ist, dürfe nicht von Männern getroffen werden, sondern müsse von den Frauen selbst gegeben werden. „Wir sind der Meinung“, sagt sie, „daß die Dienste in der Kirche für Frauen theologisch möglich, pastoral sinnvoll, angemessen und notwendig sind“.<sup>9)</sup>

Die KDFF-Präsidentin erwartet in dieser Frage eine Solidarisierung ihrer Geschlechtsgenossinnen und hofft auf Hilfe von aufgeschlossenen Männern, um der Forderung nach

Gleichberechtigung der Frauen in der Kirche gegenüber den Bischöfen noch größeren Nachdruck zu verleihen. Die Präsidentin beurteilt die Lage so: „Den Frauen kommt Verantwortung für die Kirche zu, diese Verantwortung müssen wir tragen. Sonst hat die Kirche keine Zukunft mehr.“<sup>10)</sup>

## *2. Die Weltunion Katholischer Frauen-Organisationen (WUCWO)*

vertritt weltweit 30 Millionen Mitglieder.

Auf ihrer Vollversammlung vom 15. bis 23. Juli 1987 in London versammelten sich 350 Delegierte katholischer Frauenverbände aus 62 Ländern der Erde, um über das Thema „Die Weiterentwicklung der Frauen bereichert alle“ zu beraten. Aus der Bundesrepublik Deutschland waren der „Verein katholischer deutscher Lehrerinnen“, der „Katholische Deutsche Frauenbund“ und die „Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands“ vertreten.

In der WUCWO arbeitet u.a. die Kommission „Frau und Kirche“. Im Juli 1987 richtete sie eine Botschaft an den Papst und die Weltbischofssynode, die sich im Oktober 1987 mit der „Berufung und Sendung des Laien in Kirche und Welt — 20 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil“ befaßt hat. Wenngleich die Forderungen, die diese Botschaft enthält, ohne konkretes Gehör geblieben sind, wie das Ergebnis der Synode zeigt, behält das, was der Kommission „Frau und Kirche“ höchstes Anliegen ist, Aktualität und Bedeutung.

Christel Dolch, eine Beobachterin der Generalversammlung, hat in einem Bericht hierüber folgendes hervorgehoben: „... wird erwartet, daß die Bischofssynode zu neuen Einsichten in der Auslegung der Bibel und zu neuen Formen von Diensten und Ämtern führt, so daß Klerus und Laien als eine Gemeinschaft aller Gläubigen erfahren werden können.“ Weiter heißt es in der Botschaft: „Es wird als dringend erachtet, daß die Synode sich den spezifischen Problemen der Frauen in der Kirche stellt und sich mit der gegenwärtigen Situation der Frauen in Kirche und Gesellschaft auseinandersetzt.“<sup>11)</sup>

## *Feministische Beziehungen*

### *1. Feminismus*

beinhaltet ein Programm und ist Prozeß. Auf allen Feldern des Lebens sind neue Generationen von Frauen aufgewachsen, die ein Selbstbewußtsein entfalten, das Unruhe hervorruft, ja bisweilen schockiert. Streitbare Frauen sind heute oft der Meinung, daß ihre Schwestern in der Vergangenheit weitgehend nur ausgenutzt worden sind. Obwohl sie es nicht dazusagen, meinen sie wohl in erster Linie „von den Männern“; nicht nur von den Männern an sich, sondern auch von Institutionen und Organisationen, in denen Männer dominieren. Von dieser Vorstellung wollen die Frauen weg; sie wollen einen ihnen gebührenden Anteil am Weltbild der Zeit. Von daher sind sie bestrebt, den Einfluß der Frau auf Staat, Gesellschaft und Kirche zu verstärken. Ihr Anliegen ist legal und beseelt im Prinzip das Tun aller Verbände der gegenwärtigen Frauenbewegung.

## 2. Feministische Theologie

„benennt“, so schreibt Marie-Theres Wacker, „als Sammelbezeichnung (Fremd- wie Selbstbezeichnung) die (ständig zunehmenden) feministisch engagierten Positionen seit etwa 1960. Ihre Anfänge gehören in den Kontext gesellschaftspolitischer Konstellationen dieser Zeit (zunächst in den USA: ‚Neue Linke‘, Bürgerrechtsbewegungen vor allem farbiger Minderheiten, Auswirkungen des Vietnamkrieges; einige Jahre später auch in Westeuropa), unter denen die Wahrnehmung dafür wuchs, daß innere wie äußere Ungerechtigkeit und Gewalt nicht über den einzelnen hereinbrechendes Schicksal sind, sondern durch reale machtpolitische Entscheidungen erst geschaffen werden und demzufolge, da durch konkrete Machtstrukturen erst ermöglicht, auch nur mit einer Veränderung dieser Strukturen selbst bekämpft werden können. Die keineswegs erst in dieser Zeit entstandene Frauenbewegung differenzierte und radikalisierte auf diesem Hintergrund ihre Analysen und Zielvorstellungen. Verdanken wir der ‚frühen‘ Frauenbewegung des 19. Jh. in den USA und Europa vor allem die Erstretung elementarer Gleichheitsrechte, besonders das politische Stimmrecht für Frauen und die höhere Frauenbildung bis hin zur Öffnung der Universitäten Anfang des 20. Jh., so kann sich heute, in der ‚neuen‘ Frauenbewegung der Nachkriegszeit, der Blick schärfen für die weitaus tiefer sitzenden Hindernisse, die einer wirklichen Anerkennung der Frauen als gleichwertig im Wege stehen. Unsere Kulturen und Gesellschaften insgesamt sind patriarchalisch: befangen in Sexismus (Unterbewertung der Frau auf Grund ihres Geschlechts) und Androzentrismus (Männerzentriertheit von Normen und Institutionen), so daß fehlende Rechte und Erfahrungsspielräume für Frauen nicht einfach als kosmetisch zu behebende Schönheitsfehler zu verstehen sind, sondern als konsequenter Ausdruck der korrupten Grundlagen des Patriarchats selbst. Radikaler Feminismus heute deckt solche Zusammenhänge auf und bezieht seine Stärke aus einer neu entdeckten, inzwischen internationalen Solidarität unter Frauen, einer praktisch realisierten ‚Schwesternschaft‘.

Diese (analytisch erhobenen und konkret gelebten) ‚Zeichen der Zeit‘ versteht feministische Theologie als ihren spezifischen theol. Ort, von dem her Theologinnen (inzwischen auch Theologen) sich mit Theorie und Praxis der christlichen Glaubenswissenschaft auseinandersetzen. Der Ansatz ist damit dem der etwa gleichzeitig aufgekommenen ‚Theologie der Befreiung‘ vergleichbar (Leiden an einer Unterdrückungssituation und deren Analyse; neue Gemeinschaftserfahrungen und darin verwurzelter neuer Umgang mit Schrift, Tradition, gemeindlicher Praxis und theol. Reflexion), und in diesem Sinne ist feministische Theologie selber eine ‚Befreiungstheologie‘, die einerseits Theologie und kirchliche Praxis einer feministischen Kritik unterwirft, andererseits aber von der auch im feministischen Sinne emanzipatorischen Kraft des christlich-jüdischen Glaubens überzeugt ist und nach Wegen sucht, diese Impulse freizulegen und wirksam werden zu lassen. . . .“<sup>12)</sup>

Zum Begriff „feministische Theologie“ hat Marie-Theres Wacker folgendes definiert: „Die Bezeichnung ‚feministische Theologie‘ beinhaltet ein Programm, das sich in einer ersten Näherung bereits aus der Explikation der beiden hier zusammengebundenen Begriffe ‚Theologie‘ und ‚Feminismus‘ beschreiben läßt. Wird (christl.) Theologie gefaßt als einer

Glaubensgemeinschaft kritisch dienende, methodisch ausgewiesene und ihres eigenen gläubigen Vorverständnisses bewußte Reflexion über den Gott der christl. Offenbarung, und ist Feminismus ein Prozeß, gerichtet auf die umfassende Befreiung von Frauen aus allen ihnen auferlegten Zwängen, die sie psychisch deformieren und sozial zu Wesen zweiter Klasse machen, dann meint feministische Theologie eine Konfrontation von Glaubenswissenschaft und Frauenbefreiungsbewegung auf mindestens drei Ebenen:

- auf der Ebene der Subjekte: Theologie kann nicht länger ausschließlich bzw. maßgeblich von Männern betrieben werden; Frauen werden zu mündigen Christen, erwerben theol. Kompetenz und bringen aus dem Reflexions- und Erfahrungshorizont feministischer Sensibilisierung ein neues Problembewußtsein ein;
- auf der Ebene der Strukturen: die Rückbindung der Theologie an kirchliche Gemeinschaften, deren Verfassung sie als ‚Männerkirchen‘ ausweist, läßt die feministische Theologie die Legitimität solcher kirchlichen Strukturen und der daraus resultierenden sakramentalen, liturgischen und katechetischen Praxis in Frage stellen;
- auf der Ebene der Inhalte: insofern genuines Thema der Theologie der Gott christl. Offenbarung ist (und hier zugleich der Begründungsrahmen kirchlichen Selbstverständnisses liegt), setzt sich feministische Theologie kritisch mit dem gegenwärtigen und vergangenen Reden von Gott auseinander. Sie befragt die Geschichte der Kirchen auf Ermöglichtungen bzw. Verstellungen selbstbestimmenden Handelns von Frauen, insbesondere die Theologiegeschichte auf einseitige Fixierungen von Frauen auf bestimmte anthropologische und theol. Bewertungsmuster, durch die sie niedergehalten werden konnten, und sie stellt diese kritischen Fragen an die Quelle der christl. Theologie selbst, an den Text der Schrift und die in ihr bezeugte Offenbarung in Jesus Christus sowie an deren dogmatisch-lehrhafte Entfaltung.<sup>13)</sup>

### III. Stimmen zu „feministischer Theologie“

Meinung und Urteil über „feministische Theologie“ sind geteilt und stehen weitgehend konträr einander gegenüber.

Die überregionale Zeitung „Die Welt“ veröffentlichte am 15.7.1987 ein Interview, das Gernot Facius mit dem Oberhirten der Diözese Fulda, Erzbischof Johannes Dyba, geführt hatte. In diesem Interview wurde auch die Frage laut: „Stichwort feministische Theologie“. Auch in der katholischen Kirche wird sie zum Thema ... Dyba: Der Feminismus ist natürlich keine Theologie, sondern ein Summarium teils berechtigter, teils undiskutabler und falscher Forderungen. Ich frage mich, ob jemand wirklich weiß, was Feminismus eigentlich ist. Aber für eine Theologie, die sich als Wissenschaft ernst nimmt, ist „feministisch“ natürlich überhaupt kein anwendbares Adjektiv. Sie können vor eine Wissenschaft nicht das Adjektiv „feministisch“ setzen. Sie können zum Beispiel nicht von einer feministischen Mathematik sprechen. Dadurch, daß eine Frau herausbekommt, daß die Wurzel aus 81 neun ist, wird die Mathematik nicht feministisch. Die Vernunft schließt eigentlich schon aus, von feministischer Theologie zu sprechen. Sehen Sie, ich bin ein totaler Gegner von jeder Apartheid und deshalb auch der Apartheid in der Theologie. Wo

kämen wir denn hin, wenn wir „feministische“ und „maskulinistische“ Theologie betreiben wollten. Theologie von oben, Theologie von unten. Das wäre das Ende der Theologie. Das, was da geboten wird, ist keine Theologie, das sind Phantasien, die also nicht unter den Begriff der Wissenschaft subsumiert werden können. Also Feminismus ist keine Lösung für die Kirche, und feministische Theologie gibt es als Wissenschaft nicht. Das heißt natürlich nicht, daß es keine berechtigten Anliegen von Frauen gäbe, die durchaus ernst genommen werden müssen.

Ein gravierender Vorwurf gegen die Kirche lautet: Die Frau wird diskriminiert, weil ihr der Zugang zu gewissen Ämtern verwehrt wird. Mit Beifall wurde auf der Konferenz der Katholischen Frauengemeinschaft die Forderung begleitet, das „Amt vom Sockel zu holen und es mitten unters Volk in die Gemeinde zu stellen“.

*Dyba:* Solche Forderungen zeugen einmal von schlechter Beobachtungsgabe. Denn unsere Priester haben ja doch immer unter dem Volk gelebt, und die meisten Priester sind volkstümlich im besten Sinne des Wortes gewesen. Denken Sie etwa auch an die neuere Literatur, an Zuckmayers „Seelenbräu“ oder an den „Don Camillo“ bei Guareschi. Unsere Priester stehen nicht auf einem Sockel, das kann ich auch für das Bistum Fulda uneingeschränkt versichern. Es ist allerdings so, daß häufig die vom Sockel sprechen, die selber gerne auf den Sockel steigen wollen.

Zweitens zeugt eine solche Forderung von einem falschen Kirchenbild. Denn das Amt hat ja seinen Platz mitten in der Gemeinde, und das Amt in unserer Kirche ist Dienst, Berufung und Dienst. Dieses falsche Kirchenbild zeigt sich auch bei denen, die von Amtskirche sprechen und damit ja Kirche eigentlich spalten. Es gibt bei uns keine Amtskirche, keine Kirche von oben und keine Kirche von unten, keine Männerkirche, keine Frauenkirche. Es gibt die *una sancta catholica*, zu der alle gehören, der Papst wie die Hausfrau, die Sekretärin wie der Theologie-Professor. Dieses Amt, das da vergeben wird, ist wirklich nicht Herrschaft, sondern Dienst. Und das kann ich Ihnen sagen: wahrhaftig kein leichter!

Unter dem Datum vom 17.9.1987 veröffentlichte KNA folgende Meldung: „Kavelaer, 16. September (KNA) Eine Lanze für die feministische Theologie hat der *Regensburger Theologe Wolfgang Beinert* beim Marianischen/Mariologischen Weltkongreß in Kavelaer gebrochen. Dort nannte der Mariologe am Mittwoch, 16. September, die feministische Mariologie einen neuen Beitrag ‚zum Marienlob der Zeiten‘. Theologisch am wichtigsten sei die Anleitung zu vertieftem heilsgeschichtlichem Denken. Wer sich ernsthaft und unvoreingenommen mit den Resultaten der feministischen theologischen Forschung befasse, werde mit Staunen feststellen, welche große Rollen Frauen im Alten und Neuen Testament sowie in der Kirchengeschichte gespielt hätten. Der feministischen Theologie innerhalb der christlichen Kirchen gehe es nicht um die Ersetzung des Patriarchats durch eine „Weiberherrschaft“, sondern um die Förderung des vollen Menschseins der Frauen mit dem Ziel, die biblische Botschaft von der Ebenbildlichkeit von Mann und Frau zu Gott auf allen Ebenen und mit allen Konsequenzen im Leben der Christenheit zur Geltung zu bringen.“

Abschließend in diesem Zusammenhang noch ein Wort von und zu Marie-Theres Wacker, das die Zeitung „Bonner Rundschau“ in Nr. 242 vom 16.10.1987 brachte: „Erste Theologie-Dozentin Bonns, Dr. Wacker neu im katholischen Seminar“. *kab Bonn*. Monatelang haben die Studentinnen für sie gekämpft. Jetzt ist es soweit: Heute tritt Dr. Marie-Theres Wacker zum ersten Mal an ein Bonner Katheder. Sie ist die erste Frau, die am katholischen Seminar der Bonner Universität einen Lehrauftrag bekommen hat.

„Wir sind sehr froh, daß diese mit Wirkung diskutierende Dame uns zugesagt hat“, erklärte gestern der Dekan Professor Dr. Frank Lothar Hossfeld. *Vor einer feministischen Unterwanderung fürchtet er sich nicht*. Schließlich ist Marie-Theres Wacker eine ausgewiesene *Fachtheologin*.

Die Studentinnen können zufrieden sein. Seit Anfang des Jahres laufen ihre Bemühungen für die Vergabe eines Forschungsauftrages an eine Dozentin. *„Mittlerweile ist das Wort Feminismus kein Schimpfwort mehr an unserem Seminar*. Wir hoffen, daß durch die Präsenz von Dr. Marie-Theres Wacker die Einbeziehung frauenrelevanter Themen selbstverständlicher wird“, verkünden sie zuversichtlich.

Sie selber — verschnupft, aber engagiert — zeigt sich überrascht über die freundliche Bonner Begrüßung. „Die Reaktion ist neu für mich, normalerweise wird man als Frau nur zwischen Tür und Angel empfangen — wenn überhaupt.“

Für das Semester hat sie sich viel vorgenommen. „Die Göttinnen und die Hebräer“ nennt sie ihr Seminar. Die Rolle der Verehrung weiblicher Gottheiten im Alten Israel will sie kritisch unter die Lupe nehmen.

Gegenüber dem Trend der Zeit „feministische Theologie“ äußert sie sich skeptisch. Ein Konzept feministischer Theologie als eigene Disziplin wie in Holland hält sie angesichts der Stelleneinsparungen für unrealistisch. „Ich will als Theologin anerkannt werden“, bekräftigt die Alttestamentlerin. Den Feministinnen wirft sie fehlende Selbstkritik vor. „Seit Ludwig Feuerbach stellen sich die Theologen die Frage, ob Gott eine Projektion sei. Warum sollten die Göttinnen keine sein?“

Ein Neuling ist sie in der Bundeshauptstadt nicht. Immerhin studierte sie Anfang der 70er Jahre in den alten Bonner Gemäuern. Drei Jahre blieb sie. Dann zog es sie über Tübingen und Jerusalem gen Paderborn, wo sie heute eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin hat. Ob sie ganz nach Bonn zurückkehrt? Zunächst will sie sich habilitieren. Gute Chancen hat sie, denn in der wissenschaftlichen Fachwelt hat sie sich mit ihrem Buch „Der Gott der Männer und die Frauen“ schon einen Namen gemacht.

## Anmerkungen

- 1) Waltraud Herstrith: Edith Stein. Ein neues Lebensbild in Zeugnissen und Selbstzeugnissen, S. 103f., Herder, Freiburg 1983
- 2) Richard P. Mc. Brien: Was Katholiken glauben, 2, S. 241f., Verlag Styria, Köln 1982
- 3) ebd.
- 4) Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 3, 15. 10. 76
- \* ) 1971—1975 in Würzburg
- 5) Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Beschlüsse der Vollversammlung, Herder, Freiburg 1976
- 6) Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 30, Bonn
- 7) Die christliche Familie, Nr. 38 v. 20.9.87, Essen
- 8) ebd.
- 9) ebd.
- 10) ebd.
- 11) Die christliche Familie, Nr. 34 v. 23.8.87, Essen
- 12) Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe, Bd. I, S.354f.; herausgeg. v. Peter Eicker, Kösel, München 1984
- 13) ebd.

## *Poesie als Widerstand*

### *Neue Forschungsergebnisse führen zu neuen Einsichten*

Jewgenia Ginsburg, jene kommunistische Funktionärin, die sich in bitteren Jahren des Eingesperrtseins in Gefängnissen und Lagern dem Christentum geöffnet hat, hat mit ihrem Buch „Gratwanderung“ eines der eindrucksvollsten Zeugnisse über den sowjetischen GULAG überliefert. Sie schildert in diesem Buch ergreifend das Wiedersehen mit ihrem jüngeren Sohn, den sie als Kind verlassen mußte und der ihr nach 11 Jahren und 8 Monaten Trennung in die Verbannung gefolgt war:

„Ich bekam Herzklopfen vor freudiger Erregung, als er in der (ersten) Nacht begann, mir auswendig Gedichte vorzutragen, die für mich in allen diesen Jahren Leben, Sterben und wieder Leben bedeutet hatten. Wie für mich war auch für ihn die Poesie Schutz vor den Härten der Realität. Die Poesie war seine Art, Widerstand zu leisten. Bei diesem ersten nächtlichen Gespräch waren Blok, Pasternak, die Achmatova dabei. Und ich freute mich, daß ich im Überfluß von dem besaß, was er von mir bekommen wollte. . . . Er dachte einige Minuten nach, dann formulierte er ziemlich präzise: ‚Eine Mutter — das ist vor allem Selbstlosigkeit. Und dann noch dies: Ihr kannst du deine Lieblingsgedichte aufsagen, und wenn du stecken bleibst, fährt sie dort fort, wo du aufgehört hast.‘“

### *Tue deinen Mund auf für die Stummen*

Poesie als eine Art, Widerstand zu leisten — eine auf den ersten Blick überraschende Feststellung. Aber manche unter den älteren, unter den Zeitgenossen des Zweiten Weltkrieges, erinnern sich, daß ein Zitat, ein Hinweis auf Reinhold Schneider, Werner Bergengruen oder Stefan Andres wie ein geheimes Erkennungssignal wirkte: Sieh, ich bin Christ.

Es war also wohlbegründet, wenn die Katholische Universität Eichstätt 1985 ein Symposium veranstaltete, das unter dem Thema stand „Christliches Exil und christlicher Widerstand“, und dabei neben Historikern und Theologen auch Literaturhistoriker zu Wort kommen ließ. Die Herausgeber eines Sammelbandes, der das Symposium dokumentiert (Wolfgang Früwald/Heinz Hürten: Christliches Exil und christlicher Widerstand. Ein Symposium an der Katholischen Universität Eichstätt 1985, 432 Seiten, Regensburg 1987), schreiben: „Erstaunlich ist, daß etwa Heinrich Mann, der literarische Repräsentant eines sozialistischen Exils, mit dem Hinweis darauf, daß die Emigration ‚Stimme ihres stumm gewordenen Volkes‘ sei; daß der Geschichtsphilosoph Theodor Lessing, von Naziagenten 1933 im Exil ermordet, mit dem Postulat, ‚Sprachmund zu sein für viele, die Gewalt am Sprechen verhindert‘; daß die Flugblätter der ‚Weißen Rose‘, die ein Zeichen christlichen Widerstands setzten; daß schließlich Dietrich Bonhoeffer, der den Weg zum entschieden politischen Widerstand gegangen ist und Hitler aktiv, bis zum Entschluß zum Tyrannenmord Widerstand geleistet hat — daß sie alle als Beispiele für zahlreiche Leidensgefährten unter das von Bonhoeffer zitierte Bibelwort gestellt werden können: ‚Tue deinen Mund auf für die Stummen, für die Sache aller, die verlassen sind‘ (Spr. 31,8).“



### *Eine Novelle als Verständigungsruf*

In Eichstätt vorgestellt wurden — neben Politikern und Seelsorgern — die folgenden deutschen Autoren: Reinhold Schneider, der späte Alfred Döblin, Franz Werfel, Elisabeth Langgässer, Jochen Klepper, der späte Oskar Loerke und Stefan Andres. Eben weil sie noch publizieren und, da nicht im Exil, auch deutsche Leser erreichen konnten, sind Andres und Schneider von besonderer Bedeutung. Sie vor allem waren, anders als der Lyriker Loerke, der den Weg nach innen gegangen war und der mit dem Vers „Was du verachtest, hüte dich zu hassen“ gleichwohl ein programmatisches Zeichen gesetzt hat, wie Werner Bergengruen und Ernst Wiechert (die auf dem Symposium nicht gewürdigt wurden) einem breiteren Publikum bekannt. Zwei Novellen von Andres sind vor allem zu betrachten: „El Greco malt den Großinquisitor“ und „Wir sind Utopia“. Kurt Eibl hat sich in Eichstätt die Antwort auf die Frage, ob die Novelle „El Greco malt den Großinquisitor“ eine Widerstandsdichtung sei, nicht leicht gemacht. Er bejaht diese Frage, insoweit die Dichtung „die oppositionelle Gesinnung ihres Autors bezeugt. . . Und doch steht die Novelle in einer Tradition, die den Widerstand als Tat geradezu ausschließt, in jener deutschen Tradition einer Geist-Macht-Antithetik nämlich, die den Geist zu überheblicher Ohnmacht verdammt.“

#### *Die Antithese zur Macht: die Wahrhaftigkeit*

Die Erzählung „El Greco malt den Großinquisitor“ entstand 1935, nachdem Andres die Mitarbeit beim Rundfunk verwehrt worden war, weil er den Ariernachweis noch nicht erbracht hatte (seine Frau war Halbjüdin). Die Erzählung ist keine direkte Gleichsetzung zwischen dem Großinquisitor und lebenden Diktatoren, obwohl es genügend Parallelen gibt (die Verfolgung der Andersdenkenden, die Bücherverbrennung). Ihr eigentliches Thema ist die Wahrhaftigkeit. Karl Eibl verweist darauf, daß die Exempelfigur für die Haltung gegen eine als böse identifizierte Staatsmacht nicht der Saboteur oder der Attentäter sei, sondern der Märtyrer, und zwar sowohl der glorreiche Bekenner als auch der barmherzige Helfer der Verfolgten. El Greco und sein Freund, ein Arzt, sind nicht unmittelbar mit diesen Exempelfiguren zu identifizieren. El Greco ist ein Deuter von Geschehnissen, die er nicht beeinflussen zu können glaubt.

Die Erzählung, die von der nationalsozialistischen Kritik als antiklerikal gedeutet wurde, erlebte bis zum Kriegsende 36 Auflagen! Wer „lesen“ konnte, erkannte die Antithese zur brutalen Macht, eben die Wahrhaftigkeit, um die es zu ringen galt.

„... zur rechten Zeit das Messer gebraucht ...“

„Wir sind Utopia“, erschienen in Fortsetzungen ab 1942 in der „Frankfurter Zeitung“, entzieht sich ebenfalls einer „einfachen“ Deutung. Der Gefangene Paco ist mit 200 anderen in ein ehemaliges Kloster eingesperrt, in dem er 20 Jahre zuvor gelebt hat. Er könnte aus seiner Zelle fliehen; er tut es nicht. Er bringt ein Messer an sich und beschließt, den Anführer der Wache, der bei ihm, dem ehemaligen Priester, die Beichte ablegen will, zu

töten. Er wählt dazu eine umständliche Prozedur und verspielt die Chance. Pacos letzte Worte, die er an seine Mitgefangenen — sie sind nunmehr alle vom Tod bedroht —, die Andres an seine Leser richtet, lauten: „All unsere Grausamkeit ist zusammengekommen, und jetzt tobt sie sich aus ... Aber auch all unsere Unentschiedenheit, unsere Schwäche und Furcht vor etwas Ungewöhnlichem, sogar unsere Furcht vor dem Blutvergießen. Denn ja, hätte einer von uns zur rechten Zeit das Messer gebraucht — ... Gott richtet und Gott ist gnädig!“

Die Handlung verläuft, wie gesagt, nicht gradlinig, eindeutig, sondern vielschichtig; es konnte wohl nicht anders sein; nicht nur der Verhältnisse wegen, sondern weil Andres dieses einfache Schwarz-Weiß als eine unzulässige Simplifizierung erschien. Immerhin enthielt sich dem, der eine verschlüsselte Sprache verstand, der oppositionelle Charakter. Die Novelle war ein Verständigungsruf zwischen Gleichgesinnten, der für manchen damals der Vereinsamung und der Verzweiflung entgegenwirkte.

*„Gottes Zorn wird auf dieses Land fallen“*

Reinhold Schneider, über den Werner Stauffacher in Eichstätt referierte, sandte das Manuskript von „Las Casas vor Karl V.“ am 9. März 1938, also zwei Tage vor dem Anschluß Österreichs, an den Insel-Verlag. In diesem Werk bezieht der Dichter Stellung gegen positivistisches Staatsrecht, das nicht nur im Spanien der Konquistadorenzeit, sondern auch in Hitlers Deutschland ein brutales Recht des Stärkeren, ein Faustrecht war. Der Mönch Las Casas setzt gegen die amoralische Gewalt der spanischen Eroberer die natürlichen Rechte der Indianer. Die aktuelle Parallele war so eindeutig, daß es wundert, daß Schneiders Las Casas erscheinen konnte. „Wer den größten Auftrag verfehlt, der verfällt auch der schwersten Schuld. Und darum wird Gottes Zorn auf dieses Land fallen, er wird seine Macht zerschlagen und sein Zepter erniedrigen und ihm Inseln und Reiche nehmen ... Für ungeheure Verbrechen erfolgt ... die ungeheure Strafe.“ So lautet Las Casas prophetische Warnung vor seinem Kaiser.

*„... eine große, unverdiente Gnade ...“*

Elisabeth Langgässer hatte seit 1936 keine Möglichkeit mehr zu publizieren. Als Halbjüdin war sie aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden. Erst nach dem Krieg konnte sie ihre Schublade öffnen. Der Roman „Das unauslöschliche Siegel“ handelt von der Taufgnade, die durch alle Verstrickungen des Lebens in des Menschen Inneres eingebrennt bleibt und deren Wirken dabei nicht immer eindeutig erkennbar ist. Elisabeth Langgässer war selbst unheilvoller Verstrickung ausgesetzt. Sie teilte die politische Ahnungslosigkeit vieler Intellektueller der 20er und frühen 30er Jahre. Noch 1932 gab sie, die Halbjüdin, in den Reichstagswahlen ihre Stimme der NSDAP. Sie erlebte und erlitt dann, wie ihre Tochter Cordula, die einen jüdischen Vater hatte und darum nach den Rassegesetzen „Volljüdin“ war, der Familie entrissen und ins Lager verbracht wurde. Nur wie durch ein Wunder hat sie den Holocaust überlebt. Diese Tragödie zwischen Mutter und Tochter ist vor kurzem durch ein Erinnerungsbuch der Tochter weithin bekannt geworden.

In den frühen Jahren der Diktatur hatte die Dichterin noch versucht, eine Publikationserlaubnis zu erhalten. Die Briefe, die sie in diesem Zusammenhang schrieb, muten heute wie plumpe Anbiederung an; sie sind jedoch eher Ausdruck tiefer innerer Verzweiflung. Letztlich hat sie dann die Aufrechterhaltung des Schreibverbotes als „unverdiente Gnade“ empfunden. Nach dem Krieg sagte sie in einem Vortrag über „Schriftsteller unter der NS-Diktatur“: „Es ist eine große unverdiente Gnade gewesen, wenn Gott einem Menschen den Arm festgehalten hatte; nüchterner ausgedrückt: wenn er es fügte, daß er auf Grund unqualifizierbarer Vorfahren ... beizeiten aus der sogenannten Reichsschrifttumskammer hinausgeworfen wurde, bevor er noch in die Versuchung kam, mit diesem Gesindel einen Pakt zu schließen, von welchem der 25. Psalm sagt: ‚An ihrer Hand klebt Freveltat, gefüllt ist ihre Rechte mit Geschenken.‘ Hier ist nicht zu rühmen, sondern nur zu danken, denn es kann erst etwas zur Versuchung werden, wenn es die Möglichkeit der Realisierung in sich getragen hat.“

### *8000 „belangte“ Priester und Ordensfrauen*

Ein weiteres bemerkenswertes Ergebnis brachte das Eichstätt-Gespräch: Neuere Untersuchungen über den Kirchenkampf im Dritten Reich — vor allem die Forschungen des wissenschaftlichen Leiters der „Kommission für Zeitgeschichte“, des Bonner Historikers Ulrich von Hehl („Priester unter Hitlers Terror“, Mainz 1984) hellten das Dunkel in diesem Bereich auf — zeigen, daß mehr als 8000 Priester und Ordensleute, das ist etwa ein Drittel der Gesamtzahl, in irgendeiner Weise vom NS-Regime belangt wurden. Der Bonner Historiker Konrad Repgen betonte auf dem Symposium, schon diese Zahl mache deutlich, „daß nicht politischer Aktivismus oder Unvorsichtigkeiten (die es natürlich auch gab) das eigentliche Objekt dieser Repression waren, sondern die Institution der Kirche selbst“. Die normale Seelsorge war in den Augen der Nationalsozialisten Kampf gegen die weltanschauliche Gleichschaltung. Mit Hilfe dieser Seelsorge erhielt und festigte sich ein antinationalsozialistisches Milieu. Wer der Lehre der Kirche treu blieb, der konnte nicht auf Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ schwören, der war gefeit gegen die rassistische Ideologie, gegen die Vergottung des Blutes; er widerstand der Verlockung wie der Drohung.

### *Korrektur des Widerstandsbegriffs*

Widerstandsbegriffe, die sich in der Forschung herausgebildet hatten und die vor allem darauf abhoben, nur das aktive, auf Staatsstreich und Umsturz zielende Handeln gelten zu lassen, müssen sich wohl eine Korrektur gefallen lassen. Repgen hat klargelegt, daß Widerstand begrifflich re-actio ist, und zwar auf eine vorangegangene actio. Diese actio, der Angriff, der die Gegenwehr, den Widerstand herausforderte, war der totalitäre Zugriff einer Partei auf staatliche und gesellschaftliche Institutionen, auf jeden einzelnen Menschen. Insofern der Mensch diesem Angriff widerstand, etwa indem er der Kirche und christlichen Normen verbunden blieb, lag wohl christlicher, d. h. im Christsein begründeter Widerstand vor. „Die Kirche war“, so Repgen, „solange sie ihre moralische Identität nicht

preisgeben und zugleich ihre Existenz als Voraussetzung ihrer Verkündigung wahren wollte, dem Regime gegenüber zu einer Politik gezwungen, die sich zusammenfassen läßt in der Formel: Beharrung und Verweigerung bei gleichzeitiger Kooperation in solchen Bereichen, die nach den damals geltenden religiösen und sittlichen Standards kein Konfliktpotential bargen. Die solcherart beschränkte Kooperation ist für das Schicksal der Kirche unter nationalsozialistischer Herrschaft jedoch weit weniger signifikant geworden als das Bemühen um Bewahren ihrer Identität, die Nicht-Anpassung der christlichen Lehre an die Normen des Nationalsozialismus. Diese Nicht-Anpassung vollzog sich in der Spanne zwischen defensiver Verweigerung im Sinne einfachen Ignorierens nationalsozialistischer Forderungen oder Gestaltungsprinzipien und offenem Protest gegen Normen und Maßnahmen dieses Systems. Bereits die Nicht-Anpassung ist von den Organen des Regimes regelmäßig als Widerstand qualifiziert worden... Die Skala möglicher Widerstandsformen lautet: Nonkonformität — Verweigerung — Protest — Umsturz.“

### *Sie haben ihr Knie vor Baal nicht gebeugt*

Diese Thesen sind kürzlich durch eine vom Joseph-Teusch-Werk veranlaßte Ausstellung „Katholischer Widerstand 1931 bis 1945“ eindrucksvoll veranschaulicht worden. Der 1985 im Defensio-Verlag, Bad Neuenahr, erschienene Katalog vermittelt auch denen ein Bild, die die Ausstellung nicht sahen. Auf Karten des Deutschen Reiches wird dargestellt, daß die prozentuale Stimmenzahl bei Wahlen dort am niedrigsten lag, wo der katholische Anteil an der Bevölkerung am höchsten war. Nimmt man die Wahl vom 31. Juli 1932, bei der die Nationalsozialisten mit 39% ihr bestes Ergebnis vor der Machtergreifung erzielten, so wählten 43% der als Katholiken registrierten Zentrum bzw. Bayerische Volkspartei; nicht einmal zehn Prozent stimmten für die NSDAP. — Als Hitler Rosenberg, den Verfasser des „Mythus“, zum Leiter der weltanschaulichen Schulung der NSDAP ernannte, protestierte der Kölner Kardinal Schulte bei Hitler. Weil dieser ausweichende Antworten gab, gründete der Kardinal eine „Abwehrstelle“, deren Leitung er dem Jugendpräsidenten Joseph Teusch übertrug. Von dieser „Abwehrstelle“ gingen 17 Millionen Broschüren und 6 Millionen der sogenannten „Katechismus-Wahrheiten“, in denen der Nazi-Ideologie das christliche Sittengesetz entgegengestellt wurde, in alle Diözesen Deutschlands. Der Gegenangriff war nicht erfolglos. Das zeigte sich u. a. in der Zahl der Teilnehmer an Prozessionen und Wallfahrten, an Gebets- und Bekenntnistagen. Die Ausstellung, die auf Materialien der von der Bischofskonferenz ins Leben gerufenen „Kommission für Zeitgeschichte“ beruht, dokumentiert auch den Kampf um die Schule und um die Jugend sowie die Verfolgung der Priester und Ordensfrauen. Das Motto der von Bernd Witschier gestalteten Ausstellung und ihres Katalogs: „Sie haben ihr Knie vor Baal nicht gebeugt.“

### *„... auf dem Marienplatz aufknüpfen ...“*

Es gab und gibt die Meinung, daß zwischen dem Widerstand der Pastoren und Laien und dem der Kirchenoberen zu unterscheiden sei, daß letzterer minder deutlich gewesen sei als ersterer. Der ehemalige Reichskanzler Heinrich Brüning hat zum Beispiel diese These ver-

treten. Dabei wird nicht nur das Zeugnis des Grafen Galen und anderer Bischöfe außer acht gelassen; es wird auch übersehen, daß die „Schonung“ der Bischöfe taktisch bedingt war. Wie der Leiter der weltanschaulichen Schulung der NSDAP den Kirchenkampf zunächst führen wollte, läßt sich aus einer Tagebuchnotiz Rosenbergs erkennen, mit der er auf eine Äußerung des Münchner Kardinals Faulhaber Bezug nimmt. Es sei, so schreibt Rosenberg, „politisch unzweckmäßig“, den Kardinal einsperren zu lassen, es müsse vielmehr „eine Atmosphäre geschaffen werden, daß das Volk um ihn und seinesgleichen herum einen Bogen macht, wenn es sie trifft“. Dies war der „Stil“ in den ersten Jahren nationalsozialistischer Herrschaft. Im Krieg zögerten die Nationalsozialisten mit der von ihnen geplanten Endabrechnung, weil sich z.B. bei der letzten Volkszählung vor dem Krieg 95 Prozent der Deutschen als Mitglieder christlicher Konfessionen erklärt hatten. Der Endkampf wurde auf die Zeit nach dem Krieg verschoben. Der Leiter der Parteikanzlei, Martin Bormann, formulierte im Juni 1941, auf dem Höhepunkt nationalsozialistischer Machtentfaltung, in einem Schreiben an alle Gauleiter als Ziel dieses Kampfes, daß Christentum und Nationalsozialismus unvereinbar seien. Erst wenn der Einfluß der Kirchen völlig beseitigt sei, könne der Nationalsozialismus alle Deutschen erreichen.

Wie diese Endabrechnung aussehen würde, dazu äußerte sich 1943 der damalige General, der spätere Feldmarschall Schörner, der mit Stolz das goldene Parteiabzeichen auf der Soldatenuniform trug: „Wir werden Faulhaber auf dem Münchner Marienplatz aufknüpfen.“

#### *Hitler befahl, den Papst zu verhaften*

Auch der Papst war in diese Endabrechnung einbezogen. Heute weiß man, daß Hitler bereits Befehl gegeben hatte, Pius XII. gefangenzusetzen. Man weiß auch, daß der Papst dies wußte. Die „Deutsche Tagespost“ berichtete am 4. Februar 1988 über kürzliche Äußerungen des Kurienkardinals Palazzini. Danach hatte der Papst für den Fall seiner Verhaftung einen Rücktrittsbrief sicher deponiert. Im Falle, so Palazzini, daß man ihn gefangen genommen und aus Rom herausgeführt hatte, wäre sein Verzicht auf den Stuhl Petri sofort wirksam geworden. Wenn er weggeführt werde, sei es der Wunsch von Pius XII. gewesen, als Eugenio Pacelli und nicht als Papst ein Gefangener Hitlers zu sein.

## Reinhold Schneider

1903—1958

„Auf den Tod eines Priesters“ — es handelt sich wohl um das Opfer des Lebens — überschrieb Reinhold Schneider eines seiner Sonnette im Zweiten Weltkrieg:

Der Flug der Bienen, wenn die Lilien sacht  
An Deines Heiligen Tag sich wieder wiegen,  
Die Fluren, die sich um den Garten schmiegen  
Und Gottes Haus, wo Du Dich dargebracht,

Sie warten noch, die lang um Dich gewacht.  
Doch bist Du still zu Gott emporgestiegen  
Und mit den Scharen, die den Tod besiegen,  
Schaust Du die Glorie unbewegter Macht.

Bekenner, treuer Hirte, starkes Herz!  
Als keine Flamme hell genug geglüht,  
Da fachtest Du Dich selber an zum Brand.

Im Opfer schmilzt der Streiter blutig Erz.  
Und Du bist nahe, und Dein Garten blüht,  
Und eine Lilie bebt von Deiner Hand.

## *Zum Stand der Forschung*

Ordnet man die vielfältigen Arten des Protestes gegen das NS-Regime nach ihren Urhebern, so findet auch der Protest der Katholiken im Widerstand gegen das NS-Regime seinen wenn auch nicht unumstrittenen Platz.

Die Beurteilungen des Protestes reichen von „Versagen der Amtskirche“ bis hin zur Herausstellung „heroischer Leistungen“ einzelner. Die neuere Literatur ist vor allem gekennzeichnet durch grundsätzliche Zweifel an der Qualität des katholischen Protestes als Widerstand.

## *Präzisierung des Themas*

Die Auseinandersetzung der katholischen Kirche mit dem Nationalsozialismus wird in zwei Schritten untersucht. Zum einen soll festgestellt werden, wo unverzichtbare Elemente des kirchlichen Selbstverständnisses in Konflikt mit Lehrinhalten bzw. politischen Entscheidungen des nationalsozialistischen Regimes gerieten (Prinzipiendissens); zum anderen soll untersucht werden, wie die deutschen Bischöfe darauf reagierten (Strategien).

Gerade aus heutiger Sicht ist die Befassung mit den Bischöfen von Interesse, da diese insgesamt besser informiert waren und, bedingt durch ihre Stellung, am ehesten zu einem politisch wirksamen Protest in der Lage sein mußten. Abschließend soll die Frage nach der Qualität des Widerstandes beantwortet werden.

## *Zum Prinzipiendissens zwischen Kirche und Nationalsozialismus*

### *Zu den Grundlagen des Verhältnisses von Kirche und NS-Staat*

Seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 konnten Lehrinhalte und Ziele des Nationalsozialismus in praktische Politik umgesetzt werden. Als Stationen dieser Umsetzung seien hier schlagwortartig genannt:

- 23. März 1933: Ermächtigungsgesetz
- 07. Apr. 1933: Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums
- 30. Juni 1934: Niederschlagung des sog. „Röhm-Putsches“
- 15. Sept. 1935: Nürnberger Rassegesetze
- 09. Nov. 1938: Judenprogrome, „Reichskristallnacht“
- 01. Sept. 1939: Beginn des deutschen Angriffes auf Polen  
Erlaß über das sog. Euthanasieprogramm
- 06. Juni 1941: Kommissarbefehl
- 20. Jan. 1942: Wannseekonferenz

Nach heutigem Verständnis stellten diese Aktionen Angriffe auf Demokratie<sup>1)</sup> und Menschenwürde dar. Von daher dürfte erwartet werden, daß auch damals die deutschen Bi-

schöfe dies erkannt haben. Die Gegensätze zwischen Menschenrechten und Nächstenliebe einerseits und menschenverachtendem<sup>2)</sup> Nationalsozialismus andererseits müssen auch damals auf der Hand gelegen haben.

Im Folgenden sei daher an Beispielen untersucht, ob und wie die deutschen Bischöfe einen prinzipiellen Dissens zum Nationalsozialismus festgestellt haben. Dieser erst, besonders, wenn er einem breiten Konsens unterliegt, bildet die Grundlage für mögliche Strategien.

### *Beispiele für die Unvereinbarkeit von kirchlicher Lehre und Nationalsozialismus*

#### *Die Behinderung des katholischen Vereinswesens*

Bereits 1933 wurden durch den Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, in einem Erlaß die katholischen Arbeitervereine als Staatsfeinde bezeichnet: „Und es ist höchste Zeit, daß sie verschwinden.“ Trotz des Reichskonkordates, nach dessen Art. 31 der Schutz der katholischen Vereine sichergestellt sein sollte, wurde am 27. April 1937 von Dr. Ley die Doppelmitgliedschaft in katholischen Vereinen und der Deutschen Arbeitsfront verboten. Dies stellte quasi eine Auflösung der Vereine dar, da der Arbeiter auf die Mitgliedschaft in der Arbeitsfront angewiesen war, um seinen Arbeitsplatz zu erhalten.

Dieser Affront war ein Angriff auf die Koalitionsfreiheit, die zur — notwendigerweise — kollektiven Religionsausübung gegeben sein mußte. Die katholischen Vereine waren für die Kirche das Instrument der Weltgestaltung als Zeichen christlicher Weltverantwortung.

Kurze Zeit nach dem Erlaß des Dr. Ley antwortete der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz, der Breslauer Erzbischof Adolf Kardinal Bertram, in einem Schreiben an Reichsinnenminister Frick „namens der sämtlichen Mitglieder des deutschen Episkopats“. Darin protestierte er gegen den Erlaß und betonte dabei die unpolitische Funktion der katholischen Vereine. Die deutschen Bischöfe stellten sich in ihrem gemeinsamen Hirtenbrief vom 07. Juni 1934 in ihrer Gesamtheit hinter diese Darstellung. Auch gegen das Verbot der Doppelmitgliedschaft protestierten sie energisch. Damit gab es einen breiten Konsens in der Beurteilung der Frage der katholischen Vereine.

#### *Die Euthanasie-Aktion*

Mit einem Führererlaß vom 01. Sept. 1939 wurde eine Aktion eingeleitet, die als „Gnadenaktion“ bekannt wurde. Vornehmlich als unheilbar krank bezeichnete Geisteschwache wurden in bestimmten Krankenanstalten — bekannt geworden sind vor allem die Anstalten in Hadamar und Grafeneck, betroffen war aber auch die Münsteraner Anstalt Marienthal — zusammengefaßt und dort, zunächst unter strikter Geheimhaltung, getötet. Den Angehörigen wurden dann unverfängliche Todesursachen mitgeteilt, die wegen der sofortigen Einäscherung der Toten nicht einmal nachprüfbar waren. Durch die Häufung der Fälle wurde die Öffentlichkeit aufmerksam, begann zu fragen; Strafanzeigen wurden gestellt.



Auch die Bischöfe wurden aufmerksam und mußten, wenn sie nicht unglaublich werden wollten, Front machen gegen diese Verletzung der Menschenrechte, insbesondere gegen die Verletzung des 5. Gebotes: „Du sollst nicht töten!“.

Gleichsam aufgeschreckt durch einen Brief des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen, protestierte Kardinal Bertram am 11. August 1940 in einem Brief an den Chef der Reichskanzlei, Hans Heinrich Lammers, im Namen des Gesamtepiskopats.

Dieser Protest wurde auf der Plenarsitzung der deutschen Bischöfe vom 20.–22. August 1940 einmütig geteilt und unterstützt. Damit gab es auch in dieser Frage des prinzipiellen Dissenses zwischen Nationalsozialismus und katholischer Kirche den klaren Konsens der Bischöfe.

### *Die Judenverfolgung*

Bereits am 01. April 1933 kam es zu den ersten massiven, gegen die Juden gerichteten Maßnahmen. Die Verfolgung der Juden im Deutschen Reich erreichte dann in der sog. Reichskristallnacht einen ersten Höhepunkt. Hier wie dort gab es keine konkrete offizielle Stellungnahme der Kirche. Man war sich aber in der Verurteilung der nationalsozialistischen Rassenpolitik einig. Dennoch unterblieb die geplante Veröffentlichung eines Hirtenbriefes.

Nach der Zunahme der Deportationen von Juden im Oktober 1941 wurden die Bischöfe aus verschiedenen Richtungen angesprochen und zunehmend betroffener.

Einer der ersten, der dies artikulierte, war der Erzbischof von München und Freising, Michael Kardinal von Faulhaber, der die Szenen, die sich beim Abtransport der Juden abspielten, „mit den Transporten afrikanischer Sklavenhändler in Parallele“ setzte. In der Folgezeit erreichten vielerlei Berichte den Episkopatsvorsitzenden, so auch im Februar 1942 der Brief der Frau Margaretha Sommer, einer Mitarbeiterin des Berliner Dompropstes Lichtenberg im „Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin“. Sie gab nicht nur Zahlen von Deportierten an, sondern berichtete auch von Erschießungen der Deportierten, die teilweise von deutschen Soldaten durchgeführt worden seien.<sup>3)</sup> Spätestens seit diesem Zeitpunkt wußten die Bischöfe, die regelmäßig von Kardinal Bertram informiert wurden, von diesen Praktiken der Judenvernichtung.

In ihrer Gesamtheit äußerten sich die deutschen Bischöfe in ihrem gemeinsamen Hirtenwort vom 19. August 1943, in dem sie unter Bezug auf das 5. Gebot für das Recht des Menschen auf Leib und Leben eintraten. So wurde auch in der Frage der Judenverfolgung übereinstimmend die Unverträglichkeit der nationalsozialistischen Rassenpolitik mit der kirchlichen Lehre festgestellt.

### *Zur Einstellung der Bischöfe zum NS-Staat — ein Zwischenergebnis*

Es konnte nur beispielhaft gezeigt werden, daß die deutschen Bischöfe auf die wesentlichen Probleme der damaligen Zeit reagiert haben.

Insgesamt darf aber geschlossen werden, daß die katholischen Bischöfe in ihrer Gesamtheit die menschenverachtende Politik des Nationalsozialismus und ihre Erscheinungsformen bzw. Auswirkungen aus ihrem Selbstverständnis und aus den Grundlagen des christlichen Glaubens heraus ablehnten. Damit kann die Fähigkeit zum Protest festgestellt werden.

### *Strategien gegen die Politik des Nationalsozialismus*

Nach der Klärung des Prinzipiendissenses geht es nun darum, zu prüfen, welche Art Widerstand die Bischöfe geleistet haben, welche Strategien sie gegen den nationalsozialistischen Staat angewendet haben.

#### *Was ist Widerstand?*

Nach der Machtergreifung standen die Bischöfe vor der Frage, welche Stellung sie gegenüber der staatlichen Autorität einnehmen sollten. Sollten sie den NS-Staat grundsätzlich ablehnen, damit ihre eigene Existenz gefährden und Amtskirche und Kirchenvolk in vermeidbares Chaos stürzen? Oder sollten sie vielmehr den NS-Staat als die etablierte Macht um des Gemeinwohles willen als solche respektieren, um so ihren Gläubigen auch weiterhin Orientierung und Stütze bleiben zu können?

Vom Auftrag der Kirche her war es kaum vorstellbar, daß die Bischöfe dem Regime gewaltsamen Widerstand hätten leisten können. Welche Art Widerstand aber war möglich? Im Folgenden soll nun kein eng definierter Widerstandsbegriff vorausgesetzt werden. Vielmehr soll auf Vorstellungen zurückgegriffen werden, die sich im Umkreis von Gruppen bilden, die sich um den Begriff „ziviler Widerstand“ scharen.

Die Untersuchung orientiert sich an Formen der gewaltfreien Aktion, wie sie Gene Sharp ausgeführt hat: „Der Ausdruck gewaltfreie Aktion bezieht sich auf diejenigen Methoden des Protestes, der Nichtzusammenarbeit und der Intervention, bei denen die Gewaltlosen sich weigern — ohne physische Gewalt anzuwenden —, bestimmte Dinge zu tun, die man von ihnen erwartet oder verlangt, oder aber Dinge tut, die man nicht von ihnen erwartet oder ihnen zu tun untersagt hat.“ Neben diesen Methoden der gewaltfreien Aktion unterscheidet Sharp als „Mechanismen der Veränderung“ die Bekehrung, die Anpassung des Gegners und den gewaltlosen Zwang. Damit scheinen sich folgende Möglichkeiten für die Bischöfe ergeben zu haben:

#### *Die Strategien der Bischöfe*

##### *Eingabendiplomatie*

Eine Möglichkeit des Widerstandes, verbunden mit der langfristigen Hoffnung, den Gegner zu bekehren, ist das ständig wiederholte Einreichen von Bittschriften und Mahnschreiben, um den Gegner immer wieder auf erkannte Mißstände hinzuweisen. Voraussetzung ist, daß die Möglichkeit besteht, an die Spitze des Gegners, in diesem Falle die Führung des NS-Staates, oder zumindest zu verantwortlichen Instanzen vorzudringen.

Im Verhältnis der deutschen Bischöfe zum NS-Staat war diese Voraussetzung gegeben. Gleichzeitig verfügte die Fuldaer Bischofskonferenz in der Person ihres Vorsitzenden, Kardinal Bertram, über einen Mann des geschliffenen Wortes, der sich in den Jahren des Dritten Reiches zum Exponenten des Eingaben-Kurses profilierte.

Unermüdlich verfaßte er Eingaben, Proteste und Denkschriften, in denen er die Reichsführung auf Mißverständnisse und Übel, die für die Kirche entstanden, hinwies. Einige Beispiele seien genannt:

Im April 1933 schrieb er an Hitler und an den Reichsminister Seldte, um auf die unpolitischen, allein religiösen Hintergründe der katholischen Vereine und auf die Notwendigkeit von deren interner Führerausbildung hinzuweisen. Auch an den Reichspräsidenten von Hindenburg schrieb er mehrere Male mit der Bitte um Schutz für die Kirche, in der Annahme, dieser könne die Nationalsozialisten beeinflussen. Seine Schreiben bezüglich der Euthanasie-Aktion und der Judenverfolgung wurden bereits erwähnt. Für die gesamte Zeit des Dritten Reiches legen die „Akten deutscher Bischöfe“ ein beredtes Zeugnis ab von der nimmermüden Tätigkeit Kardinal Bertrams.

Über diesen Weg der diplomatischen D  marche hinaus war allerdings von ihm an Widerstand nicht viel zu erwarten. Obwohl er selbst wenig Hoffnung hatte, „daß die Empfänger seiner Eingaben ein offenes Ohr für religiöse, moralische und juristische Gründe hatten“, und obwohl auch im Lager der Bischöfe die Abneigung gegen die erfolglose Eingabepolitik wuchs, wich er von seinem Kurs nicht ab. Er wollte auf diese Weise den Gläubigen die Kirche erhalten. Zu dieser Art des kirchlichen Widerstandes ist zu sagen, daß sie nicht nur wenig wirkungsvoll war, sondern durch die vorsichtige Formulierung der Eingaben und öffentlichen Stellungnahmen manchmal eher eine dem nationalsozialistischen Regime förderliche Wirkung hatte. Von daher ist zu bedauern, daß Kardinal Bertram, der als Sprecher der Bischofskonferenz deren Politik prägte, sich nicht davon hat abbringen lassen.

### *Einbindung in das Recht*

Eine andere Form des Widerstandes bietet sich an, wenn eine Rechtsgrundlage besteht, an der man die Handlungen des Gegners festmachen und etwaige Rechtsbrüche intern oder gar öffentlich einklagen kann, möglicherweise sogar auf dem Weg über eine höhere Instanz.

Eine solche Rechtsgrundlage für das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und dem nationalsozialistischen Staat war in Gestalt des am 20. Juli 1933 unterzeichneten und am 08. Oktober 1933 auf Zustimmung der deutschen Bischöfe hin (!) ratifizierten Reichskonkordates zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich vorhanden.

Die Hoffnung der deutschen Bischöfe dabei war mehr Rechtssicherheit für die deutschen Katholiken und ihre Kirche, gewährleistete es doch die „Freiheit des Bekenntnisses und der öffentlichen Ausübung der katholischen Religion“ sowie den Schutz der katholischen Organisationen und Verbände.

Auch wenn sie in dieser Hoffnung enttäuscht wurden, so waren sich die Bischöfe doch darin einig, „daß das Reichskonkordat auch künftig als Rechtsgrundlage außerordentlich wertvoll sei, um vor aller Welt zeigen zu können, wie die katholische Kirche in Deutschland verfolgt werde“.

Dem Deutschen Reich machten sie Vorhaltungen aus dem Bruch des Konkordates, z. B. in einem Schreiben vom 13. Januar 1937, in dem sie insgesamt siebzehnmal den Vergleich zogen zwischen Konkordatsanspruch und Wirklichkeit. Allerdings gelangte dieses Schreiben nicht an die Öffentlichkeit.

Auf dem Umweg über eine höhere Instanz erreichten die Bischöfe dann aber auch die Öffentlichkeit: Sie waren es, die Papst Pius XI. eine öffentliche Erklärung vorschlugen und dazu auch die Entwürfe lieferten. Diese Erklärung erschien am 14. März 1937 als Enzyklika „Mit brennender Sorge“ und „war ein scharfer und weltweiter Protest gegen die dauernden Konkordatsverletzungen des NS-Regimes“. Geheim verteilt, wurde die Enzyklika am 21. März 1937 von allen Kanzeln in Deutschland verlesen.

Auf diese Weise wußte sich die deutsche Öffentlichkeit der Rückendeckung durch die Führung ihrer Kirche versichert. Ebenso wurde auf diesem Wege die Führung des nationalsozialistischen Staates nachhaltig an die Erfüllung der im rechtskräftigen Konkordat eingegangenen Pflichten erinnert. Trotz dieser Einbindung in das geltende Recht änderte sich allerdings nichts an der kirchenfeindlichen Politik des Regimes. Insofern wurde auch in dieser Form des Widerstandes das erstrebte Ziel nicht erreicht.

### *Der Schritt in die Öffentlichkeit*

Über die internen Verhandlungen mit dem Gegner und dessen Einbindung in das Recht hinaus gibt es, auch um dem Widerstand eine breitere Basis zu verschaffen, die Möglichkeit, die öffentliche Meinung zu mobilisieren oder, wenn die Öffentlichkeit bereits betroffen und informiert ist, ihr den Rückhalt zu geben, den sie braucht, um einhellig Front machen zu können gegen die Maßnahmen des Gegners, so daß dieser zu einem Andersverhalten bewegt wird. Auch für diese Möglichkeit des Widerstandes gibt es unter den deutschen Bischöfen ein Beispiel:

Nach dem Anlaufen der Euthanasie-Aktion im Herbst 1939 konnte zunächst die Geheimhaltung erreicht werden. Als sich aber die Todesfälle häuften und die Öffentlichkeit die Ursache erahnte, erfuhren auch die Bischöfe Einzelheiten über die Hintergründe und Verfahren dieser Aktion. Der Bischof von Münster, von Galen, erfuhr aus einem Brief über die Vorgänge in den Bielefelder Bodelschwinghschen Anstalten. Dort mußten Meldebögen über jeden Kranken ausgefüllt werden, die eine Auswahl der „unheilbar Kranken“ ermöglichte. Diese sollten dann, wie man bereits wußte, abtransportiert und schließlich getötet werden. Aus der Krankenanstalt Marienthal bei Münster bekam er ähnliche Nachrichten. Den Brief leitete er weiter an Kardinal Bertram: die Stellungnahme dazu sei „Sache des Gesamtepiskopats“. Als, der Linie des Vorsitzenden der Bischofskonferenz folgend, eine gemeinsame Aktion nicht zustande kam, entschloß er sich, wenn auch nach

schweren inneren Kämpfen (weil er gegen die Linie Kardinal Bertrams agierte) zur „Flucht in die Öffentlichkeit“.

In einer beispiellos offenen Predigt am 03. August 1941 erklärte er von der Kanzel, er habe Anzeige erstattet gegen die Tötung von sog. „unproduktiven Zeitgenossen“, um nicht als Mitwisser angeklagt werden zu können. Zudem erklärte er seiner Gemeinde die möglichen Konsequenzen einer derartigen staatlichen Politik für alle. Die Predigt wurde in ganz Deutschland verteilt und gelesen.

Gerade die erregte öffentliche Meinung war es, die neben einigen Eingaben anderer Bischöfe die Aktion schließlich zunächst zum Stillstand brachte. Himmler bekam Bedenken weiterzumachen, und schließlich verfügte Hitler im August 1941, die Aktion einzustellen.

Damit war im Widerstand der deutschen Bischöfe erstmals ein wenn auch noch so kleiner Erfolg erzielt. Die Reaktion der Öffentlichkeit hatte das Regime zum einstweiligen Nachgeben gezwungen. Einstweilig, weil auch hier der Erfolg sich nicht auf der ganzen Linie einstellte; denn die Aktion wurde später an Kindern weiter fortgesetzt.

### *Unterlaufen staatlicher Politik*

Eine vierte Möglichkeit, Widerstand zu leisten, ist die wohl „aktivste“ der hier aufgezeigten: Tätiges Unterlaufen bzw. das Konterkarieren von Maßnahmen unter den Augen des Gegners.

Der Bischof von Berlin, Konrad Graf von Preysing, wandte sich ebenso wie sein Vetter, Bischof von Galen, in Predigten an die Öffentlichkeit. Insgesamt aber gab er öffentlichen Protesten „in einem totalitären Staat keinerlei Chance und entschied sich stattdessen für ein Maximum geräuschloser Hilfe“. Er gründete 1938 das „Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin“, das zunächst unter der Leitung des Dompropstes Lichtenberg und später, nach dessen Tod auf dem Weg nach Dachau, unter seiner eigenen Leitung stand.

Zunächst verhalf es sog. katholischen Nichtariern zur Auswanderung, dann aber, als die Juden ab 1941 den Davidsstern tragen mußten, gewährte es mehr und mehr auch nichtkatholischen Nichtariern, also eben den verfolgten Juden, Hilfe. Diese Hilfe war seelsorglicher, aber auch praktischer Art: „Für untergetauchte Juden wurden Unterkünfte und Lebensmittel organisiert.“ Immer aber stellte sich der Bischof vor die Mitarbeiter des Hilfswerkes, das immerhin bis nach Kriegsende arbeiten konnte.

Damit war zumindest in Berlin ein tätiger Widerstand gelungen, der seine Ursache im Schutz der Menschenrechte hatte und sich von dem des übrigen Episkopats stark abhob. Er bewies, daß mehr möglich war als die vorsichtigen Aktionen der übrigen Bischöfe.

### *Qualität des bischöflichen Widerstandes — Ein Fazit*

Die aufgeführten Beispiele haben gezeigt, daß die deutschen Bischöfe dem nationalsozialistischen Staat und seiner Politik nicht gleichgültig gegenüberstanden. Schon früh erkannten sie, daß es zwischen der Lehre ihrer Kirche und den Inhalten des Nationalsozialis-

mus unüberbrückbare Gegensätze gab. In dieser Beurteilung der Lage, die sie auch öffentlich äußerten, waren sie sich einig. Allein, diese Einstellung der Bischöfe sagt noch nichts über die Qualität des Widerstandes aus. Entscheidend ist hier, was sie unternommen haben und welchen Erfolg sie damit hatten.

Insgesamt ist zu bedauern, daß die Bischöfe nicht mehr unternommen haben und daß sie das, was sie unternahmen, erst so spät begannen. Die Aktionen der Bischöfe von Galen und von Preysing waren hier gewissermaßen die spektakulärsten Fälle des bischöflichen Widerstandes.

Es darf allerdings nicht vernachlässigt werden, daß man mit heutigem Wissen, vor allem auch um die Tatsache, daß 1945 „alles vorbei“ war, und der Einsichtsmöglichkeit in die vorliegenden Akten auch des Staates die damalige Lage des Reiches viel besser beurteilen kann, als die Bischöfe, auch wenn sie noch so gut informiert waren, dies jemals hätten tun können. Auch wird man Voraussetzungen wie das Staatsverständnis des Kardinals Bertram, das in der damaligen Zeit nicht ganz selten war, als gegeben akzeptieren müssen.

Dennoch ist Kritik angebracht:

Trotz der Erkenntnis der Wirkungslosigkeit der Eingabepolitik, trotz der Erkenntnis, daß Recht und Gesetz den Nationalsozialisten nur wenig galten, wurden die diesbezüglichen Strategien der Bischöfe weiter fortgesetzt. Hier wären wirksamere Maßnahmen sinnvoll gewesen und, wie sich gezeigt hat, auch möglich.<sup>4)</sup> Dies zeigen schon die Beispiele der Bischöfe von Münster und Berlin.

Selbst wenn man berücksichtigt, daß nicht jeder Bischof in seinem Bistum das gleiche hätte erreichen können wie Bischof von Galen im überwiegend katholischen Münsterland — hier spielen die regionalen Unterschiede eine ebenso große Rolle wie die jeweilige Persönlichkeit des Bischofs —, hätten die Bischöfe doch die überragende Bedeutung des Faktors Öffentlichkeit, auch in der Einschätzung des Regimes, erkennen müssen.

Auch hätte die humanitäre Hilfe für die verfolgten Juden nicht nur überhaupt eher einsetzen müssen, sondern sie hätte auch nicht auf das Bistum Berlin beschränkt bleiben müssen; beweist doch dessen Beispiel, daß eine solche Hilfe, gut organisiert, selbst in der Höhle des Löwen durchaus im Rahmen der Möglichkeiten der Kirche lag.

Es bleibt der Eindruck, daß die Kirche, bei aller Hilfe, die sie ihren Gläubigen zuteil werden lassen konnte, im Kampf für Menschenrechte und Gerechtigkeit gegen ein menschenverachtendes Regime unter ihren Möglichkeiten geblieben ist.

Zu hoffen bleibt, daß sie daraus gelernt hat.

*(Die wissenschaftlichen Anmerkungen zu diesem Artikel können bei Interesse bei der Redaktion des „auftrag“ angefordert werden.)*

- 1) Demokratie war in der Zeit 1918—1933 noch kein vom gesamten Volk erkannter Wert. Nur SPD und der überwiegende Teil des Zentrums hatten eine klare demokratische Linie. (Anmerkung d. Red.)
- 2) Das menschenverachtende Wesen des NS-Regimes war eigentlich erst ab 1938 in Teilen erkennbar. Für das Volk wurde dieser Zug erst um 1942 erfaßbar. (Anmerkung d. Red.)
- 3) Zuweilen wurde nicht deutlich unterschieden zwischen SS-Polizeiverbänden, SS-Kampfverbänden, SS-Einheiten, die Konzentrationslager u. ä. „betrieben“ und regulären deutschen Wehrmachtsteilen. Über den Einsatz der Wehrmacht bei Abtransporten von Juden liegen keine Unterlagen vor. Ein solcher Einsatz ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil die Wehrmacht für solche Aufgaben als nicht ausreichend zuverlässig galt.
- 4) Diese These ist nicht ganz schlüssig. In Berlin war der internationale Bekanntheitsgrad des Bischofs sein Schutz. Im Münsterland war es die einheitlich geprägte katholische Bevölkerung, die dem Bischof Rückhalt gab. In München lagen die Verhältnisse ähnlich. (Anmerkung d. Red.)

# Bericht

## *Teilnahme an der Bischofssynode*

Willy Trost

### *Vorbemerkung*

Gemäß dem Beschluß der Generalversammlung des Apostolat Militaire International vom 17. Juni 1987 wurde ich beauftragt, während der Bischofssynode 1987 über die Stellung der Laien in der Kirche und der Welt als militärischer Berater der Synode zur Verfügung zu stehen. Durch eine großzügige Spende des Katholischen Militärbischofs der Bundeswehr war es möglich, dieses Angebot dem Generalsekretär der Synode zu unterbreiten. Unerwarteterweise hat dann aber Seine Heiligkeit, Papst Johannes Paul II., mich zum Auditor der VII. Ordentlichen Generalversammlung der Bischofssynode ernannt. Es war das erste Mal in der Geschichte der Kirche, daß ein Soldat an einer Bischofssynode teilnahm. Nachstehend erlaube ich mir, einen Bericht über meine Tätigkeit bei der Synode abzugeben, ohne im einzelnen auf die Beratungen einzugehen, weil das Endergebnis der Bischofssynode noch vom Heiligen Vater zu bescheiden ist.

1. Aus der Vertretung für die katholischen Soldaten und ihre Angehörigen ergab sich die selbstverständliche Verpflichtung bei allen Anlässen im Zusammenhang mit der Bischofssynode und selbstverständlich bei allen Beratungen der Synode Uniform zu tragen. Diese, aus dem üblichen Rahmen fallende Bekleidung, war Anlaß für viele Gespräche mit den Bischöfen und auch des besonderen Interesses der Medien. Viele Kardinäle und Bischöfe vermuteten in dem anwesenden Uniformierten zuerst einen Militärgeistlichen. Dieser Eindruck war verständlich, aber es sprach sich bald herum, daß es sich um einen wirklichen Laien in Uniform handelte. In den Einzelgesprächen mit sicherlich mehr als der Hälfte aller Teilnehmer zeigte sich dann die große Aufgeschlossenheit und das Verständnis für die Soldaten und ihre Probleme, insbesondere auch für die zusätzlichen Belastungen in der Militärseelsorge. Schon nach etwa zwei Wochen war der Auditor in Uniform für alle Beteiligten selbstverständlich.

2. Auch für einen Soldaten etwas ungewohnt, weil über fast fünf Wochen sich erstreckend, war der lange und arbeitsreiche Tag der Laienvertreter. Nach dem täglichen Gottesdienst um 7.00 Uhr und dem anschließenden Frühstück nahmen die Laien an allen Generalversammlungen als Zuhörer teil. In den ersten Tagen der Synode waren die Auditoren, wie alle Bischöfe, Zuhörer. In Anwesenheit des Papstes konnte jeder Bischof für seine Bischofskonferenz oder in eigenem Namen Bericht erstatten oder seine Vorstellungen zu den Problemen der Laien in der Kirche und in der Welt äußern. Acht Minuten durfte gesprochen werden, und nicht länger und es gab keine Diskussion. Hier in diesen Darstellungen, zeigte sich dann die Vielfalt unserer Kirche. Probleme, die wir in Mitteleuropa sehen, sind in Asien und Afrika völlig unbekannt. Die Verhältnisse in Südamerika, wo eine Vielzahl von Gläubigen — bis zu einhunderttausend — von einem Priester versorgt werden müssen, können wir uns kaum vorstellen. Diese Gesamtsicht unserer Kirche hat die



Vorstellung aller Auditoren und sicherlich auch vieler Bischöfe in ihre Einschätzung der Probleme unserer Kirche verändert. Wer mit offenem Herzen an einer Bischofssynode dieser Art teilnimmt, ist am Ende der Synode ein verwandelter Mensch.

3. Die für das Thema der Synode wesentlichen Ergebnisse wurden durch die Sekretäre und Sondersekretäre der Synode an einem Wochenende in Kurzform zusammengefaßt und daran anschließend in den „circuli minores“ als Diskussionsgrundlage verwendet. In diesen Arbeitsgruppen, insgesamt zwölf nach Sprachen zusammengestellt, wurden die Ergebnisse der Vorträge und Vorschläge aufgearbeitet und zu Beschlußvorlagen zu den verschiedenen Themenbereichen zusammengestellt. In diesen Arbeitsgruppen waren die Auditoren — Männer und Frauen — gleichberechtigt und haben mitdiskutiert und ihre eigenen Voten abgegeben. Der Heilige Vater wollte auch die Auffassung der Laien unabhängig von ihrer Mitarbeit in den Arbeitsgruppen der Synode erfahren. Aus diesem Grunde haben die Laien vier eigene Arbeitsgruppen nach Sprachen gebildet. Ich habe die zweite englischsprachige Gruppe moderiert. Wie schon bei den Erstberichten wurde auch hier die Auffassung der Laien in der Synodengeneralversammlung vorgetragen. Insgesamt haben die Laien 18 mal in der Versammlung das Wort ergriffen und sie hatten im Gegensatz zu den Bischöfen jeweils 20 Minuten Redezeit. Die Tätigkeit als Moderator einer Arbeitsgruppe hat auch gezeigt, daß der gemeinsame Glaube über alle sachlichen Probleme und Unterschiede der Kulturen und Gesellschaften hinweg zu guten Ergebnissen und nutzbaren Vorschlägen führte.

4. Die verschiedenen Vorlagen der zwölf „circuli minori“ und der vier Arbeitsgruppen der Laien wurden dann zu einem vorläufigen und nach einer Abstimmung zu einem endgültigen Vorlagenkomplex zusammengefaßt. Über jede einzelne Vorlage wurde einzeln abgestimmt, hier natürlich nur durch die Bischöfe, denn es war und blieb eine Bischofssynode. Die gesammelten Vorschläge — und bei dieser Synode zum erstenmal auf Wunsch des Papstes — werden alle Zwischen- und Arbeitspapiere bei der Erarbeitung des Synodenabschlußdokumentes verwendet werden, das in wenigen Wochen erwartet werden kann.

5. Bei der Synode, in der Aula und auch außerhalb wurden sehr viele Diskussionen und Gespräche geführt. Die Feststellung sei erlaubt, daß die Gemeinsamkeit im Glauben und in den Grundauffassungen des Glaubens trotz vieler Unterschiede immer gefunden wurde.

Diese Bischofssynode, mit ihren fast 230 Bischöfen und 60 Laienvertretern, hat in der Kirche etwas verändert. Wie unser Papst es ausdrückte: „Die Laien kamen als Zuhörer und wurden Mitarbeiter“. Was sich an Gemeinsamkeit in Gesprächen und Diskussionen herausgebildet hat, das wird bleiben und unsere Kirche prägen. Die Möglichkeit der Teilnahme eines Soldaten an einer Bischofssynode hat sich nach übereinstimmender Aussage der Teilnehmer auch dahingehend ausgewirkt, daß die Soldaten als Christen in Uniform als selbstverständlicher Teil der Kirche verstanden werden.

# Aus der nahen und weiten Welt

## Der Besuch von Papst Johannes Paul II. in Österreich

Michael Haubl

In der Zeit vom 23. Juni bis zum 27. Juni 1988 wird Papst Johannes Paul II. zum zweitenmal Österreich besuchen.

Der Besuch stellt eine Fortsetzung des ersten Papstbesuches des Jahres 1983 dar und ist in erster Linie den westlichen Bundesländern gewidmet.

Das Motto für die Vorbereitung des Besuches lautet: „Ja zum Leben, ja zum Glauben“.

Das Programm des Besuches weist — wie schon beim ersten Besuch — auf den Charakter der Reise als Pilgerfahrt hin. Nach einem kurzen, offiziellen Teil in Wien am Donnerstag, den 23. Juni, folgt am Freitag, den 24. Juni, eine Begegnung mit dem Oberrabbiner von Österreich und der israelitischen Kultusgemeinde. Am gleichen Tag findet in dem dem heiligen Martin von Tours geweihten Dom von Eisenstadt ein feierliches Hochamt statt. Der heilige Martin wurde 316 im römischen Sabaria, dem späteren Steinamanger, geboren. Im 9. Jahrhundert siedelte hier der Bischof von Salzburg, zu dessen Bereich dieser Ort gehörte, deutsche Siedler an. Erst im 11. Jahrhundert kam es zu Ungarn (heute: Szombathely).

Am Nachmittag des gleichen Tages findet im ehemaligen Konzentrationslager Mauthausen (bei Linz) eine Gedenkfeier statt.

Am Samstag ist als erste Station Lorch, das frühere Lauriacum, vorgesehen. Dieser Ort, unmittelbar bei Enns gelegen, steht in enger Beziehung zum heiligen Severin, dem Heiligen der Völkerwanderungszeit. Zibermayer bezeichnet diesen Bischofssitz des Jahres 467 als „Eckpfeiler der bayrischen Kirchengeschichte“. Im Anschluß daran begibt sich der Papst nach Gurk. In dem der heiligen Hemma geweihten ehemaligen Bischofssitz (1072) werden die Angehörigen der Diözesen Klagenfurt, Graz, Ljubljana und Udine gemeinsam eine Messe mit dem Papst feiern.

Am Sonntag, dem 26. Juni, ist in Salzburg eine feierliche Messe am Residenzplatz, eine Begegnung mit Wissenschaft und Kunst und am Nachmittag eine Begegnung mit der evangelischen Gemeinde sowie ein ökumenischer Gottesdienst vorgesehen.

Salzburg als Stadt des heiligen Rupert, das „Apostels der Bayern“, und des heiligen Virgil, des ehemaligen Abtes des Klosters Aghadoe bei Killarney in Irland, hat seine Bedeutung für diesen Raum wohl unbestritten bewahrt.

Der Besuch des Papstes findet in einer Begegnung mit den Angehörigen der Diözesen Feldkirch und Innsbruck am 27. Juni in Innsbruck seinen Abschluß.

## Aufruf und Bitte um Hilfe für den Libanon!

Willy Trost

Seit Jahren hören und sehen wir in den Medien vom Krieg im Libanon. Über den Problemen vieler Länder mit den Geiselnahmen und den vielfältigen Verwicklungen der Länder des Nahen Ostens im Libanon wird das Leid der Bevölkerung, insbesondere der Christen, nicht mehr deutlich. Große Betroffenheit hat bei den Mitgliedern der Weltbischofssynode 1987 ausgelöst, was aus dem Libanon über die Nöte der Christen dieses Landes berichtet wurde.

Der maronitische Patriarch Sfeir sagte u. a.:

„Der Krieg im Libanon, oder vielmehr die Kriege, die im Laufe der letzten 12 Jahre im Libanon aufeinander gefolgt sind, haben Zehntausende von Opfern gefordert. Eine Million Libanesen, davon die Hälfte Christen, sind Flüchtlinge in ihrem eigenen Land.

Wenn wir auf diese schwierige Lage aufmerksam machen, so geschieht dies, um Rechenschaft zu geben über die Realität, in der die Christen im Libanon leben. Kann man unaufmerksam und untätig bleiben, wenn man die Angstschreie hört, die aus einem Bruderland kommen, dessen Boden gesegnet war, weil Christus ihn betreten hat (Mt 15,21: „Von dort zog Jesus in das Gebiet von Tyrus und Sidon zurück.“)?“

Der armenische Patriarch Kasparian erläuterte:

„Was nötig ist, das ist vor allem eine Änderung der Mentalität, eine Bekehrung. Unsere Kirche befindet sich in einem Zustand tiefster Qual, in einem Libanon, der die Beute eines Krieges ist, sowohl eines politischen, eines militärischen und augenblicklich auch eines ökonomischen Krieges . . . eines Krieges, der sogar die Struktur dieses Landes erschüttert und zerstört hat, weil er eine Welle der Emigration verursacht. Die Kirche ist künftig unfähig, den pastoralen Erfordernissen der zerstreuten Gemeinden gerecht werden zu können. Sie fühlt deshalb die gebieterische Notwendigkeit, sich an alle Gläubigen auf der ganzen Welt zu wenden, alle Möglichkeiten zu mobilisieren, alle Charismen aufzuwerten. . . .“

Der aus dem Libanon kommende Laienvertreter schilderte in bewegenden Worten die Lage der christlichen Familien. Sie sind auf allen Seiten von Feinden umgeben, können das Land nur per Fähre über Cypern verlassen und fühlen sich von der Welt vergessen und verlassen. Er schilderte, wie auch die Presse berichtete:

„In zwölf Jahren hat der Krieg im Libanon 170 000 Tote gefordert, eine Million Verwundete, 1780 Invalide, 75 000 Witwen, 390 000 Waisenkinder, 1 100 zerstörte Unternehmen.

Die Inflation hat die Höhe von 350 % erreicht. Der Wert des Libanesischen Pfundes hat 85 % an Kaufkraft verloren. für einen Dollar muß man 700 Pfund zahlen. Auf Beirut lastet das Gespenst des Hungers.

Der Präsident des Landes der Zedern, der einzige Christ, der in Amman bei der arabischen Konferenz im November 1987 dabei war, saß neben dem Erbprinzen von Arabien und dem Repräsentanten des reichen Kuwait. Die Konferenz kostete 25 Millionen Dollar.

Und dabei hätte eine kleine Million gereicht, um das Gespenst des Hungers von Beirut fernzuhalten. Aber der Libanon steht nicht auf der Tagesordnung.“

Es würde also eine Million Dollar genügen, um das Gespenst der Hungersnot vom Libanon fernzuhalten, von einem Land, das etwas mehr als drei Millionen Einwohner hat.

Der Libanon braucht unsere materielle Hilfe, unser Gebet und unsere moralische Unterstützung. Was im Libanon geschieht, ist schicksalhaft für das Land und das Verhältnis der Gruppen, Religionen und Länder zueinander. Die Christen können die Moslems nicht ignorieren. Man muß aber den Moslems auch klarmachen, daß sie die Christen nicht austrotten können.

Unsere Glaubenserfahrungen lassen uns hoffen und daran glauben, daß die Herzen sich bewegen lassen und auch die Machthaber sich erschüttern lassen von den Angstschreien der Menschen.

Prälat Edmont Farhat, Libanese und jetzt bei der Kurie in Rom, hat in einem Adventsschreiben die Not geschildert, und er schließt mit den Worten:

„In dieser adventlichen Zuversicht rechne ich mit der Solidarität aller Christen und danke für jede moralische und materielle Hilfe, die Sie den bedrängten Christen im Libanon schenken.“

Spenden für das Anliegen „FL — für den Frieden im Libanon“:

können mit diesem Stichwort überwiesen werden an das Christkönigs-Institut e.V., 8901 Meitingen bei LIGA-Bank, 8900 Augsburg (BLZ 72090300) — Konto-Nr. 113611, oder Postgiroamt München — Konto-Nr. 112772-808.

## Santiago/Chile

Liebe Freunde in Deutschland!

Es brennt schon die dritte Kerze, und ich bin noch nicht dazu gekommen, Ihnen einige Zeilen zu schreiben.

Das Jahr 1987 ist für uns sehr schnell zu Ende gekommen. Es war für uns ein gesegnetes Jahr. Der Papstbesuch von Anfang April war das Ereignis des Jahres. Ein Jahr vor dem Besuch gab es schon ein pastorales Programm zur Vorbereitung. Die Monate nach dem Besuch sind geprägt mit der Beschäftigung mit den Papstreden.

Das Jahr war zugleich schwierig wegen der Naturkatastrophen. Schlimme Überschwemmungen und Erdbeben waren in diesem Jahr an der Tagesordnung. Sicherlich konnten Sie auch die politische Lage verfolgen, da einige Politiker aus der BRD hier zu Besuch waren. Ich erinnere mich im Augenblick an Minister Blüm und an Generalsekretär Geißler. Dadurch haben wahrscheinlich die Medien in Deutschland einiges über Chile berichtet. Wir befinden uns in einer Zeit des Übergangs. Auf dem Weg zur Wiederherstellung der Demokratie. So ist es zumindest versprochen worden. Ob es gelingen wird, ist für viele noch eine offene Frage. Nach der Verfassung von 1980 soll in den nächsten Monaten von der Militärjunta ein Präsidenten-Kandidat vorgestellt werden. Die Bevölkerung soll durch eine Urabstimmung ja oder nein zum Kandidaten sagen. Wenn die Mehrheit ja sagt, dann wird der Kandidat Präsident bis 1992, und er wird ein Parlament wählen lassen. Wenn die Mehrheit sich für das Nein entscheidet, dann sollen innerhalb des Jahres freie Wahlen stattfinden.

Wenn Sie meine Meinung hören möchten und ich ehrlich sein will, dann wird m.E. folgendes geschehen: 1. Pinochet wird der Kandidat sein, 2. die Mehrheit stimmt für das Ja. Das heißt mit anderen Worten, daß Pinochet an der Macht bleibt, und zwar ohne große Anstrengungen und ohne viel Betrug.

Sie werden sich wahrscheinlich wundern über diese Meinung, und darum möchte ich Ihnen diese Meinung etwas erläutern.

Die Politiker der Opposition reden zwar viel, aber haben im Grunde gar keine vernünftige Alternative geliefert. Sie haben immer nur kritisiert und eigentlich nichts gezeigt. So kann Pinochet mit Leichtigkeit sagen, „entweder ich oder das Chaos“, und es gibt nur wenige, die ein Chaos mögen.

Für mich ist gar keine Frage, daß Pinochet der Kandidat sein wird, und er bereist das ganze Land und besucht alle Städte und Dörfer seit einem Jahr. Viele einfache Leute auf dem Land mögen ihn. Sie wissen von Politik gar nichts, und der Präsident war bei ihnen zum ersten Mal und hat gute Dinge versprochen. Viele glauben an ihn und werden ihn unterstützen. Das konnte ich vielerorts feststellen, da ich durch meine Arbeit viel unterwegs bin. Viele Politiker leiden sehr stark an Realitätsverlust, sie glauben an der Weihnachtsmann und meinen, daß Pinochet nicht der Kandidat sein wird. Die Opposition diskutiert schon lange, ob man eine einzige Partei gegen Pinochet gründet oder nicht und ob man ei-

nen Gegenkandidaten stellen soll, und sie können sich nicht einigen und in der Zwischenzeit macht Pinochet weiter. Er hat auch die ganze Macht der Medien und vor allem das Fernsehen. Die Christdemokraten haben seit Anfang des Jahres eine Zeitung. Sie wird aber leider nicht gekauft. Im Augenblick überlebt sie nur durch die Hilfe von Deutschland.

Die wirtschaftliche Situation hat sich etwas verbessert, und das ist auch eine Unterstützung für die Regierung.

Das gefährlichste in dieser Lage ist, daß viele sich radikalisieren, und dadurch wächst die Gewalt. Viele sehen nur in der Gewalt eine Lösung, und somit vermehrt sich der Terrorismus. Das ist wiederum eine Unterstützung für Pinochet. Ich werde nicht für Pinochet stimmen, aber er wird gewinnen, oder zumindest hat er sehr große Möglichkeiten. Die Opposition wird zu spät reagieren.

Nun ist der Brief recht politisch geworden, hoffentlich wird er nicht auch prophetisch.

Etwas über meine Arbeit: Seit dem Papstbesuch arbeite ich für die Bischofskonferenz in der Leitung der Kommission für die Katechese. In der Pfarrei arbeite ich nur an den Wochenenden und oft auch abends. Ich bin auch an der theologischen Fakultät der Kath. Universität und im Priesterseminar als Professor tätig. Etwas von der Ferne betreue ich noch die „Weberinnen Marias“ und die Jugendlichen von dem Rehabilitationszentrum „Juan Pablo II“, wobei ich hier einige Fachleute zur Seite habe.

Die Arbeit mit den Kinderspeisesälen läuft auch immer weiter, und die Kinder werden auch in diesem Jahr Ferien an der Küste verbringen können. Dafür haben wir eine Schule von Ordensschwestern gemietet in Papudo.

Meine Arbeit in der Katechese hat mir viele Reisen durch das Land gebracht. Wir werden oft von den Diözesen für Tagungen und Kurse bestellt. Dadurch konnte ich viel von unserer chilenischen Kirche und vom Klerus kennenlernen, was eine große Bereicherung für mich bedeutet.

Liebe Freunde, zum Schluß möchte ich allen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein frohes neues Jahr wünschen. Ich empfehle mich eurem Gebet an.

Mit herzlichen Grüßen und Segen

P. Eduardo Cano

# Aus GKS und PGR

## Donauwörth

*Ein Dekanat als Heimat für Soldaten*

*Sich kennenlernen heißt sich verstehen.*

*Dekanatsräte und Pfarrgemeinderäte der Militärgemeinde treffen sich.*

Zu einem Freundschafts- und Informationsgespräch trafen sich die Mitglieder des Dekanatsrates Donauwörth mit den Pfarrgemeinderäten der katholischen Militärpfarrgemeinde Donauwörth und Neuburg. Informationen sowie Erfahrungs- und Meinungsaustausch standen im Vordergrund.

Das Dekanat Donauwörth, begrenzt durch die Orte Mertingen, Tapfheim, Oberndorf, Schäfstall und Kaisheim, entspricht in seiner räumlichen Ausdehnung ziemlich genau dem Standortbereich der Bundeswehr in Donauwörth. Außerdem haben viele in Donauwörth stationierte Soldaten in den in diesem Großraum liegenden Gemeinden ihre Wohnung gefunden. Was lag nun näher, als mit dem zuständigen Dekanatsrat und der katholischen Militärseelsorge ein Treffen zu engagieren? Das fast komplette Erscheinen der Damen und Herren aus allen Pfarreien bestätigt dies.

Der Vorsitzende des Militärpfarrgemeinderates Oberleutnant Roland Wolf (Neuburg) dankte dem Dekan Wilhelm Schmid (Donauwörth) und seinem Stellvertreter Pfarrer Alois Tenschert (Bäumenheim) sowie dem Initiator der Veranstaltung, Dekanatsratsvorsitzender Alfons Schraml, und allen Damen und Herren für ihr Erscheinen.

Mit Stadtrat Dr. Ottmar Schwarz konnte er dann noch den Mann begrüßen, der vor einigen Jahren das erste Treffen zwischen dem Laiengremium der kath. Militärgemeinde und dem Dekanatsrat eingeleitet hatte.

Dekan Wilhelm Schmid skizzierte nun die Aufgaben und den regionalen Bereich des Dekanats. Zu den Details ließ er dann die vor Ort tätigen und daher sachkundigen Vertreter seines Gremiums zu Worte kommen. So ein Treffen sei nur zu begrüßen, meinte er, denn wie ein alter schwäbischer Spruch kündigt: „Was der Bauer nicht kennt — das frißt er nicht!“

Auch Militärpfarrer Georg Kestel benutzte die Gelegenheit, seinen Seelsorgebereich, der im Gegensatz zu den Ortspfarreien eine reine Personalpfarre ist, vorzustellen. So praktisch manchmal das Fehlen von Gemeindeeinrichtungen wie Kirche, Kindergarten, Pfarrheim aussehen mag, so drückt sich dieses Fehlen in einer mangelnden Gruppenbildung innerhalb der Pfarrgemeinde aus. Eine Gemeinde, die hauptsächlich aus jungen Wehrpflichtigen und oft den Standort wechselnden Familien besteht, stellt den Pfarrer immer wieder vor die Aufgabe, ganz von vorne anzufangen.

In den nun folgenden Einzelvorträgen der Dekanatsräte wurde jedoch auch den Soldaten klargemacht, daß innerhalb der Pfarreien große Unterschiede bestehen. So hat zum Beispiel die Stadtpfarrei „Zu unserer lieben Frau“, bedingt durch die in ihrem Bereich liegenden Altenheime und die Wohnsituation in der Kernstadt einen großen Bevölkerungsüberschuß an älteren Leuten und nur sehr wenige Jugendliche und Kinder. Auch in den ländlichen Pfarreien entstehen durch die Aufteilung in alte Ortskerne und angegliederte Wohn-

siedlungen Probleme gleicher Art. In reinen Wohngebieten, wie es zum Beispiel die Parkstadtsiedlung in Donauwörth ist, hat der Pfarrer durch ständigen Wechsel große Schwierigkeiten, seine Gemeinde zu sammeln. Den Laiengremien bietet sich hier ein schier uner-schöpfliches Feld der Betätigung.

Hauptfeldwebel Kurt Unglert (Donauwörth) von der Gemeinschaft Katholischer Soldaten schilderte dann die Aufgabe der auf dem Gebiet der Informations- und Bildungsarbeit tätigen Organisation der katholischen Militärseelsorge. Tagungen, Seminare und nicht zuletzt Besichtigungsfahrten zu Zentren des religiösen Lebens zählen zu deren Hauptaufgabe.

Die sich an die Vorträge anschließenden Einzelgespräche mit gegenseitigem Erfahrungsaustausch erstreckten sich noch weit über das offizielle Ende der Veranstaltung hinaus.

## Koblenz

Ute Daumann

Erstmals wurden Ehefrauen von Soldaten aller Teilstreitkräfte zu einem sicherheitspolitischen Informationsseminar nach Koblenz in das Zentrum der Inneren Führung eingeladen. Durch die Vorträge und Diskussionen über das Konzept der Inneren Führung bis hin zur sozialen Lage der Bundeswehrfamilien leitete uns OTL Herr von Knobelsdorff mit großem Talent und Erfolg. Die Vorträge waren derart vielfältig, daß am Ende des Seminars festgestellt wurde, wir haben uns „frauhaft“ geschlagen.

Nicht alle Themen haben uns gleichermaßen begeistert, aber alle Referenten gaben sich große Mühe, uns mit — manchmal trockener Materie — vertraut zu machen. Herausgreifen möchte ich aber nur einige Themen. Herr Ortel, Kapitän zur See, trug uns das sehr hoch aufgehängte Konzept der Inneren Führung vor. Der ideelle Wert dieses Konzeptes sollte trotz immer wiederkehrenden menschlichen Versagens nicht aus den Augen verloren werden; Herr Reger, aus dem Amt des Wehrbeauftragten, ließ uns Vorteile und Grenzen dieses Amtes bewußt werden. Bei ihm konnte man spüren, daß es ihm am Herzen lag, Frost und Kälte — heute stärker spürbar geworden — abzubauen oder aufzutauen.

Am Dienstag begeisterte uns OTL Herr Streitbarth mit einem Vortrag über den Antagonismus der Systeme. Gleichermäßen beseelt und sachlich belegte er das nie verlorengegangene Ziel der kommunistischen Führer aller Zeiten, die Zerstörung des kapitalistischen Systems. Ohne diese Zerstörung kann das Ziel der Weltrevolution durch den Kommunismus niemals erreicht werden. Trotz aller nachweisbaren und nachlesbaren Schriften und Aussagen der kommunistischen Lehrer und Führer von Marx bis Gorbatschow wird dieses Ziel immer mehr aus den Augen verloren. Wie kann auf die Gefahr, die von der Idee der Weltrevolution durch den Kommunismus nach wie vor ausgeht, noch hingewiesen werden, wenn sachliche Fakten nicht mehr wahrgenommen werden wollen?

Wir hörten Vorträge über Ziele und Grundlagen der Sicherheitspolitik der BRD, den Stand der Rüstungsverhandlungen. Auch das NATO-Bündnis trat aus dem Schatten eines „Schlagwortes“ hervor. Es wurde zu einem für die BRD notwendigen Pakt, den wir voll akzeptieren konnten.



Bundeswehrplanung, personelle Bedarfsdeckung in den 90er Jahren, Personalführung, Auftrag und Durchführung — Forderungen und Schwierigkeiten, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sowie die Bundeswehr im Spiegel der öffentlichen Meinung. Themen, die Fragen in uns aufwarfen, z.B.: Wie sehr stehen Politiker hinter der Bundeswehr — wenn man an die ständigen finanziellen Beschneidungen denkt? Ist es für einen Politiker noch opportun, sich hinter die Bundeswehr zu stellen? Warum wird den Soldaten — Bürger in Uniform — soviel Eigendarstellung abverlangt? Ein kleiner Trost: Meinungsumfragen ergaben: ein überwiegendes Ja der Bevölkerung zu ihrer Bundeswehr.

Jugend und Bundeswehr: ein zum Teil bedrückender Bericht des Jugendoffiziers Hptm. Gollub. Einheitsführer auszubilden, das ist auch ein Teil der Ausbildung, die das Zentrum der Inneren Führung leistet. Anhand einer Videoausbildungshilfe erhielten wir einen kleinen Einblick darauf, daß nicht nur auf militärische Ausbildung Wert gelegt wird. Zwischenmenschliche Verhaltensmuster und -normen sollen erkannt und eine Kommunikation in jedem Bereich der Einheitsführung möglich gemacht werden.

Das Thema „soziale Lage der Bundeswehrfamilien“ interessierte uns sehr. Wenngleich die Frage noch zu klären ist: Liegen diese Probleme in den richtigen Händen?

In der Aussprache mit dem Kommandeur des ZInFü, Herrn Hundt, kamen wir auf ein Problem zurück, das uns alle bedrückte. Wir sind alle in Verbänden aufgewachsen, in denen Kameradschaftlichkeit und gegenseitige Hilfe Selbstverständlichkeit waren. Auch wir waren eingebunden in das Leben — auch das gesellschaftliche Leben — unserer Männer am Standort. Wir waren alle einmal jung und mit Kindern „angebunden“ — junge Frauen. Heute jedoch können wir die jungen Frauen überhaupt nicht mehr erreichen. So stellte sich uns ernsthaft die Frage Wie können wir diese jungen Frauen — unsere Schwestern — erneut ansprechen? Wir konnten keine Antwort darauf finden — können uns diese Frauen die Antwort selbst geben?

Während der letzten Tage begleitete uns Frau Wellershof, am letzten Tag Frau Wörner und Frau Hundt. Herr Hundt begrüßte und verabschiedete uns in seiner unnachahmlichen Art.

Für mich war es faszinierend zu erfahren, wie wir an Themen herangeführt wurden und wie unser Interesse wuchs, auch wenn uns manchmal z.B. Abkürzungen nur so um die Ohren flogen. Wir trennten uns mit der Frage, wie wir das Gehörte in unserem Alltag umsetzen. Unser Wunsch ist, daß dieses Seminar wiederholt wird. Damit auch jüngere Frauen daran teilnehmen können, wurde das Wochenende oder ein geeigneter Termin in den Ferien vorgeschlagen.

Wir waren gerne beisammen — und doch, als es Freitag wurde, fühlten wir uns wie die jungen Soldaten — Herr Hundt machte uns auch darauf aufmerksam: Wir freuten uns riesig auf das Wochenende zu Hause.

## **Wehrbereich II**

*Bericht über die Wehrbereichstagung der GKS im Wehrbereich II in Worpahausen vom 20. bis 22. November 1987 im Niels-Stensen-Haus*

Gebhard Gerner

Die Delegierten der GKS-Kreise im Wehrbereich II trafen sich zu ihrer Herbsttagung im

Niels-Stensen-Haus in Worphausen. Angereist waren insgesamt 27 Personen, wobei teils die Ehegatten dabei waren.

Die Tagung stand unter dem Jahresthema der GKS „Grundwerte leben“, wobei speziell auf die Belange des Problemfeldes innerhalb der Familie eingegangen wurde.

Herr Militärdekan Wellner, der die Tagung über die ganze Zeit mitrug und gestaltete, verstand es, durch seine einführende Bildbetrachtung alle Zuhörer in den Bann seiner meditativen Worte auf das Thema hin zu sensibilisieren.

„Dabei wurde als Grundwert unser Leben als zeitliche Begrenzung gesehen; Christen feiern Ostern im Übergang vom Tod zum Leben, um zu leben.“

In der Schriftlesung über den König David und dessen Schuldigwerden am Tode eines seiner Soldaten, den er in den Tod schickte, weil er dessen Ehefrau beiwohnte, machte er die Problematik der Schuld, die eine persönliche darstellt, auch in unserer Zeit deutlich. Der Auftrag der Arbeitsgruppen bestand dann darin, folgende Fragen zuerst jeder für sich selbst und dann in der Gruppe zu betrachten:

1. Welche persönlichen Ereignisse in unserer Ehe waren für uns sehr wichtig, welche wichtig und welche standen weniger im Vordergrund?
2. Von welchen Wertungen und Maßstäben ließen wir uns bei diesen Ereignissen leiten und zu den erforderlichen Entscheidungen kommen?
3. Was hat uns, den Einzelnen, dabei ganz persönlich gefördert, was dabei gehindert?

Die dann in den Gruppen erarbeiteten Ergebnisse machten alle betroffen und ließen ahnen, welche große Verantwortung jeder einzelne als Christ hat, Grundwerte zu erkennen und verantwortlich zu leben. Die spürbare Bereicherung aller Teilnehmer forderte eine geistige Aufgeschlossenheit, die die bevorstehende Adventszeit in der Erwartung unseres Herrn Jesus Christus aufscheinen ließ.

Der durch Herrn Militärdekan Wellner aufgezeigte Weg des praktischen Ergründens von heutigen Lebensproblemen anhand von Bibeltexten des Alten Testaments betraf alle Teilnehmer dieses Wochenendes gleichermaßen.

Die unausgesprochenen Fragen wurden teilweise als Bitten in dem von allen gestalteten Gottesdienst hineingetragen, der unter dem Thema „des Berufenseins zum Königtum jedes Einzelnen“ stand.

Die am Abend des Samstags vom Heeresmusikkorps 11 unter Leitung von Major Bruckhaus vorgetragenen Weisen ließen erkennen, daß meisterhaft gespielte Blechinstrumente ein „wahrer Ohrenschmaus“, so ein Bericht des Osterholzer Kreisblattes, darstellen können. So schrieb der Berichterstatter u. a.:

„Anläßlich dieser Tagung veranstaltete das Kammerorchester des Heeresmusikkorps 11 unter Leitung von Major Will Bruckhaus ein Kammerkonzert. Die 18 zum Teil sehr jungen Soldaten bereiteten in wechselnder Besetzung als Trio oder Quintett mit Werken von Florian Gaßmann, Ludwig van Beethoven, Antonin Dvorak, August Klughardt und Ludwig Maurer den Konferenzteilnehmern und den zivilen Gästen aus der Umgebung eineinhalb Stunden lang einen wahren Ohrenschmaus.“

Als Dank für die gelungene musikalische Darbietung überreichte der Vorsitzende im Wehrbereich II, Herr Hauptmann Kieserling, als ein verbindendes Symbol das Gründungszeichen der GKS, den „Engel mit der siebten Posaune“.

Zum Abschluß der Tagung sprach der Bundesvorsitzende der GKS, Herr OTL Schulz, ein allen bekannter und gern willkommener Mitarbeiter, der vormals unser Wehrbereichsvorsitzender war, über seine Arbeit „in Bonn“.

Er zeigte mögliche Arbeitsschwerpunkte für die Zukunft auf. Dabei sollten folgende Grundsätze beachtet werden:

1. „Die Ziele der GKS können nach ‚außen‘ nur dann glaubwürdig vertreten werden, wenn der einzelne Soldat sowohl Fachmann in seinem Beruf und Sachgebiet ist, als auch sein Christsein in Wort und Tat in die Gesellschaft und sein Umfeld einbringt.
2. Die dazu erforderliche Laienarbeit um Kirche unter Soldaten aufscheinen zu lassen, darf die Belange und Nöte der eigenen Familie nie aus den Augen verlieren, da christlich gelebte Familie die unerschöpfliche Quelle darstellt, die diese erforderliche Kraft für die Arbeit erst ermöglicht.
3. Laienarbeit ist immer „Freizeitarbeit“. Deshalb sollten wo immer möglich die Familien in die Arbeit, auch bei den Wehrbereichskonferenzen, eingebunden werden.

Von den Teilnehmern wurde bedauert, daß unser Wehrbereichsdekan, Herr Militärdekan Dr. Quiter, wegen anderer Verpflichtungen nur kurzfristig der Tagung beiwohnen konnte.

Auch sollte in Zukunft darauf geachtet werden, daß jeder Seelsorgebezirk einen Vertreter zu diesen schon zur Tradition gewordenen Wochenenden entsendet.

## Passau

Ute Daumann

*84 Delegierte der GKS, der PGR und des AK Frauen trafen sich vom 20.–21. 11. 1987 im Exerzitienhaus Maria Hilf in Passau zu einer Arbeitskonferenz beim Katholischen Wehrbereichsdekan VI. Neben den Gottesdiensten – im Haus und mit den Bürgern der Stadt Passau im Dom –, den Fragestunden der GKS und der PGRäte trafen sich am Samstag wieder die Arbeitskreise der verschiedenen Delegierten zu einer Gruppenarbeit.*

Nach dem von persönlichem Bekenntnis getragenen Vortrag von Dr. Habel über „... und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn“ traf sich der AK Frauen zu dem Thema: „Jesus und die Frauen“.

Da Jesus auch eine menschliche „Vor-Geschichte“ hat, gingen wir kurz auf seine „Ahnen-galerie“ ein. Dabei ließen wir die messianische Auslegung des Stammbaum Jesu außer acht. Wir stellten uns die Frage: Handelt es sich hier um eine willkürliche Aufzählung großer Namen der Bibel – oder: was kann uns dieser Stammbaum Jesu sagen?

Wir fanden einige Beispiele: Abraham, erster Ehebruch; Jacob, der erste Erbschleicher. Juda, der Betrüger großen Stils an seiner Schwiegertochter Tamar und Ehebruch mit ihr; David, der seinen Rivalen kurzerhand in den Krieg schickte, damit er dessen Frau bekam... usw. usw. So fragten wir uns:

Was konnte aus einem Kind bloß werden — bei dieser Verwandtschaft? Drehen wir die Frage aber um: Konnte Jesus etwas anders werden, als das, was er geworden ist?

Gott jedenfalls fand es allemal für wert, seinen Sohn in diese Welt zu schicken, damit er uns alle durch seinen Kreuzestod erlöst.

Untypisch für einen jüdischen Stammbaum sind auch die erwähnten vier Frauen. Und was für Frauen!

Da ist zunächst *Tamar* (gr. der Palmenbaum). Sie ist die Schwiegertochter Judas, der sie um alle Rechte bringen wollte. Sie kämpft um ihre Rechte, indem sie sich an Juda gegen ein eindeutiges Pfand verkauft. Tamar ist vermutlich Kanaaniterin.

Dann kommt *Rahab* (hebr. die Wilde, die Stürmische, das Freudenmädchen aus der Stadt Jericho, die den Kundschaftern Josuas Schutz gewährte, bevor Jericho fiel).

*Rut* (hebr. Gefährtin, Freundin). Sie ist die Fremde, die ihrer Schwiegermutter zuliebe ihre heimischen Götter und ihre Heimat verließ, um dem unbekannten Gott zu folgen, den sie durch ihre Schwiegermutter erfuhr.

Die vierte Frau ist die „*Frau des Uriel*“, die Mutter Salomos.

Auch diese Frauen sind Abbild der Menschen, mit denen Jesus in Liebe umging.

In der ersten Gruppe befaßten wir uns mit der Begegnung Jesus mit der Sünderin (Lk 36 bis 50). Wenn man sich die Situation einmal vorstellen kann: Jesus ist eingeladen in das Haus eines Pharisäers. Es ist eine reine Männergesellschaft. In diese „Ordnung“ bricht nun mit Ungestüm diese Frau ein; wirft sich den Herrn zu Füßen, küßt seine Füße, weint, trocknet seine Füße mit ihrem Haar. In keinem Moment fühlt sie sich von Jesus zurückgestoßen. Im Gegenteil. Bei IHM findet sie die Annahme ihrer Liebe — die bedingungslose Annahme. Er verteidigt sie auch noch gegen die Einwände der Männer. Diese Liebe läßt SIE den Mut finden, Traditionen zu durchbrechen — Ungewöhnliches zu tun: sich hinzugeben an den Fremden, dessen Bedeutung sie nur ahnt.

Die zweite Gruppe setzte sich mit dem Text Joh 4,1–26 auseinander. Das Gespräch der Frau am Jakobsbrunnen (Teil 1). Jesus bricht wieder einmal aus seinen Traditionen aus. In einem fremden Gebiet, das keine Glaubensgemeinschaft mit den Juden hatte, setzte er sich an den Dorfbrunnen. Die Jünger sind (bangen Herzens???) in das Dorf gegangen, um etwas zu essen zu kaufen. Mit der Frau, die nun an den Brunnen tritt, beginnt Jesus — entgegen allen Traditionen — ein Gespräch. Es ist ein ehrliches Gespräch — so ehrlich, daß diese fremde Frau spürt, hier ist jemand, der dich ernst nimmt. So hat sie den Mut, die Frage Jesu nach ihrem Manne offen zu beantworten. Jesu Antwort erstaunt sie — macht ihr keine Angst, im Gegenteil. Je länger er mit ihr spricht, um so mehr versetzt er sie in Begeisterung. Und in dieser Be-Geist-erung erkennt diese Frau, daß der, der mit ihr spricht, der von dem Wasser redet, das allen Durst für immer stillt (Taufe), mehr ist als ein gewöhnlicher Jude. Könnte er — ja, ER muß der Messias sein, auf den sie alle so sehr hoffen.

Die Gruppe drei beschäftigte sich mit der Fortsetzungsgeschichte: Die Aufnahme Jesu bei den Samaritern.

Die Frau aber rannte davon, in ihr Dorf. Von dem Geist, der von Jesus ausging, war sie über alle Maßen erfüllt. Sie vergaß ihr „Leben“, rief alle herbei, damit auch sie zu dem

Mann gehen können, „der ihr alles über sie gesagt hat“: Diese Begeisterung steckt an. Immer mehr Menschen finden sich am Brunnen ein, um Jesus zuzuhören. Zuerst durch das Wort der Frau — der Wegbereiterin des Glaubens in Samaria —, dann durch Jesus selbst kommen die Samariter zu diesem Glauben. Jesus bleibt bei ihnen — zwei Tage lang.

Die vierte Gruppe beschäftigte sich mit dem Text Joh 19,25–27: die Frauen unter dem Kreuz. Was bedeuten die Worte Jesu: „Frau, siehe dein Sohn“? Bedeuten sie lediglich, daß Maria nun in Zukunft nur für Johannes zu sorgen hat? Haben diese Worte — zu Maria gesprochen — eine andere Bedeutung als die Worte, die Jesus zu Johannes spricht: „Siehe, deine Mutter“? Wer ist meine Mutter — wer sind meine Schwestern und Brüder — so hören wir im Evangelium der Morgenmesse. Und die Antwort Jesu: Alle, die den Willen meines Vaters tun, sind meine Brüder und meine Schwestern. So sind Seine letzten Worte. Nicht lediglich ein fürsorglicher Gedanke Jesu an die Menschen, die er so liebte, sondern gleichberechtigt auch ein klarer Auftrag an Maria und Johannes — stellvertretend für einen Mann und eine Frau — sich der Menschen anzunehmen, die an den Vater glauben.

Sieben mal siebenzig Auslegungen — so P. Dr. Paul Imhof SJ, — lassen die Texte zu, um einen Zugang zu ihnen zu finden. Und wenn wir uns — wenn wir uns zu unserem Glauben bekennen — von der Liebe (der Sünderin), von der Be-Geist-erung (der Frau am Jakobsbrunnen) und von der Hingabe der Frauen und Johannes, die Jesus bis unter das Kreuz begleiteten, mitreißen lassen können, dann wird unser Glaube lebendiger, von Herzen kommender und für alle erfahrbare, die mit uns leben. So wird auch unser Glaubensbekenntnis bejahender, und wir können von ganzem Herzen sagen:

Ich glaube an Jesus Christus, Deinen eingeborenen Sohn. Diese Worte werden dann keine leeren Phrase mehr sein, sie verwandeln sich zu neuem Leben.

## Bonn

*3. Wochenende für Soldatenfrauen im Laienapostolat vom 25.–27. September im Gästehaus des KMBA in Bonn.*

Ute Daumann

„Möglichkeiten und Grenzen der Begegnung“ — das war das Thema, zu dem Frauen aus allen Wehrbereichen in das Gästehaus des KMBA eingeladen wurden.

Den einleitenden Vortrag hielt unser geistlicher Begleiter MD Walter Theiß mit dem Thema „Gott und die Menschen begegnen sich“.

Menschen erfahren das Bewußtsein ihrer Akzeptanz durch die Begegnung mit anderen Menschen. Wenn sie sich in einer Beziehung als liebenswert angenommen fühlen — trotz ihrer Schatten- und Sonnenseiten —, dann begegnen Menschen zwangsläufig auch Gott, sofern sie eine Beziehung zu IHM aufnehmen wollen, im vollen Bewußtsein ihrer begrenzten Möglichkeit. Gott begegnen, von Gott reden, das kann man nicht nur aus dem Wissen heraus. Von seinen Erfahrungen mit diesem Gott zu erzählen, dazu gehört auch ein Bekenntnis seiner tiefsten Gefühle. Gott vom Verstand her auf die Spur kommen zu wollen, das führt zweifellos zu einer Verarmung der Glaubensinhalte. Es bringt uns sogar um die Möglichkeit, unseren Glauben in die Welt zu tragen.

Die Möglichkeiten der Menschen, über ihre eigenen Gotteserfahrungen zu sprechen, sind gering. Sie bedienen sich einer Bildersprache, die den Blick auf Gott öffnen, aber auch verstellen kann. Psalmen spiegeln die Gotteserfahrung der Menschen wider. Auch die Erfahrung des heutigen Menschen?

Seit Anbeginn der Zeit begegnet Gott den Menschen dort, wo sie ihn am wenigsten erwarten (z. B. Moses und der Dornbusch u.v.a.). Stätten der Gottesbegegnung werden zu heiligen Stätten, zu heiligen Orten (Wallfahrtsorte). Können wir dieser Spur nachgehen? Haben wir Zeit zum Verweilen? Können wir uns frei machen vom „Gott-haben-wollen“, damit wir frei werden, Gott dann zu begegnen, wenn Er uns anrührt?

Jesus ist das fleischgewordene Wort. Sein Tempel besteht aus lebendigen Steinen — aus jedem einzelnen von uns. Wir sollen lebendige Steine sein, denn dann können wir auch ein „Ort“ sein, an dem Menschen Gott begegnen können, die ihn suchen. Gott erkennt uns so, wie wir sind, er braucht das Zerrbild eines Spiegelbildes von uns nicht, das wir ihm so gerne hinhalten würden.

Am nächsten Tag führte uns Frau Lucia Martin sehr rasch an die Grenzen und Möglichkeiten unserer Begegnungsfähigkeit. Nach kurzen Einführungen und lebensnahen Beispielen erläuterte sie uns Formen, Möglichkeiten und Fehler der Gesprächsführung. Sie ermunterte — drängte uns aber nicht — zu Rollenspielen. Wissen über Gefühle in betroffenen Situationen bedeutet noch nicht alles. Anhand von gespielten Szenen, Gesprächsführungen mit vorgegebenen Themen erfuhren wir sehr schnell, wie groß unsere eigenen Hemmungen und Ängste sind. Besonders beeindruckt hat mich ein Rollenspiel: Man versenkt sich in eine bestimmte Situation, in der man Hilfe für sich braucht, bittet sein Gegenüber um Hilfe, dieser reagiert aber nicht auf wiederholte Hilferufe. Bei diesem Spiel hätte ich mich am liebsten gedrückt! Wie schwer fällt es doch, jemanden für sich persönlich um Hilfe zu bitten. Doch wieviele versteckte Hilferufe senden wir an unsere Umgebung und sind zutiefst gekränkt, wenn diese überhört werden und niemand darauf reagiert! Sich die Schwäche einzugestehen, Hilfe zu brauchen und zu erfahren, daß der andere diese Hilfe nicht gibt, vielleicht nicht geben kann, ist eine bittere Erfahrung. Dies wurde deutlich spürbar gemacht in einem Rollenspiel — oft aber haben wir diese Erfahrung in unserem Alltag mit Bitterkeit erlebt. Um Hilfe zu bitten scheint ein Eingeständnis unserer eigenen Schwachheit — wer aber hat schon den Mut dazu?

Zu der Begegnung mit anderen Menschen gehört auch das Wissen um die Körpersprache, die Mimik, die Wahrnehmung unausgesprochener Signale, das Kontrollieren der eigenen Gefühle sowie der Mut zur Offenheit. Das Austeilen von soliden Patentrezepten ist in der Beratung und Hilfestellung unpassend. Mit Phantasie und Sensibilität für den anderen, sollen wir versuchen, Hilfe zu finden, die der andere dann auch annehmen kann.

Der Vortrag, die Diskussion, die Gesprächsführung durch Frau Martin und immer wieder das gemeinsame Versammeln um den Altar zur Eucharistiefeier mit MD Walter Theiß, gestaltet aus der Gruppe heraus, gaben uns wieder ein Stück Fröhlichkeit und Mut auf unserem Weg in der Kirche, in der Militärseelsorge — in der Kirche unter den Soldaten.

## Hammelburg

### *Weltfriedenstag in der Christ-König-Kirche*

Eva Albert

Den Weltfriedenstag feierten Soldaten und Zivilbevölkerung zusammen mit der amerikanischen Militärgemeinde Schweinfurt in der Christ-König-Kirche im Lager Hammelburg am 21.2.1988.

Solche Gedenktage sind oftmals schwere Bürde, starr und sehr sakral. Nicht aber dieser Gottesdienst, den die Gemeinschaft Katholischer Soldaten veranstaltete.

Es war sicher nicht nur die Ansprache von Lawrence Mrozinski, US-Captain aus Schweinfurt, die in ihren Inhalten über das Maß hinausgehoben wurde, es war die von Anfang bis zum Schluß spürbare Frische der Gemeinde, den Tag nicht zu einer Pflichtübung werden zu lassen, sondern feierlich zu begehen.

Maßgeblichen Anteil daran hatte wohl nicht zuletzt die Gruppe St. Johannes aus Hammelburg, die die musikalische Ausgestaltung übernahm.

Auch Militärpfarrer Wolfgang Witzgall, der zusammen mit dem amerikanischen Geistlichen John Ryan den Gottesdienst zelebrierte, legte in seinen Predigtworten eine Spur zwischen Herz und Verstand. Das Leitwort des Gedenktages „Frei für Gott, um Frieden zu schaffen“ untermauerte er eindringlich mit dem Appell, die Friedensaufgaben der Menschen in ihrer persönlichen Umgebung aufzugreifen und mit neuen Inhalten zu füllen. Witzgall sprach davon, die zwischenmenschlichen Beziehungen untereinander zu intensivieren und auf „ein christliches Fundament zu stellen“. Nur so würde entgegengebrachtes Vertrauen nicht enttäuscht.

Auch der stellvertr. Brigadekommandeur Oberst Klaus Kramer nahm den Tag zum Anlaß, kritische, aber auch ermunternde Worte an die Gemeinde zu richten. Der Friede in der Welt sei nicht zu haben, sondern zu geben, formulierte er. „Wir werden erst als Gottes Kinder handeln, wenn wir unsere sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Probleme lösen und unsere Existenz nicht selbst bedrohen.“ Mit dem Abrüstungsabkommen der beiden Supermächte sprach er von Anzeichen, die „auf Hoffnung und Einsicht schließen lassen“, wie es auch der amerikanische Captain formulierte. Frieden bedeute nämlich nicht die Abwesenheit von Krieg und das bloße Aufrechterhalten der Kräfte. „Die geistige Frucht ist die wahre Gerechtigkeit.“

Dem Gottesdienst schloß sich ein Stehempfang im Pfarrsaal an.

## Poing

### *Im Lande der Kibbuzim*

Arthur Schopf

Theodor Herzl, österr.-jüd. Schriftsteller (1860—1904) war der Begründer des Weltzionismus, einer Bewegung, die es sich zum Ziel gesetzt hat, auf dem Gebiet des Landes Palästina eine „öffentlich rechtlich gesicherte Heimstatt“ für das jüdische Volk zu schaffen. Erst nach dem 2. Weltkrieg konnte nach Abzug der britischen Besatzung am 14. Mai 1948

der Staat Israel ausgerufen werden. Das jüdische Volk, dessen Ideale und Lebensführung eng mit seinem Glauben verbunden sind, hat im Laufe der vergangenen vierzig Jahre eine Art menschliche Gemeinschaft geschaffen, die unter dem Namen „Kibbuz“ in der ganzen Welt bekannt wurde. Die wenigsten allerdings wissen, worum es im einzelnen geht.

Der Kibbuz ist ein Zusammenschluß von Gruppen ideologisch geschulter Menschen, die nach ihrem freien Entschluß bereit sind, alles im Leben miteinander zu teilen; eine wirtschaftlich-gesellschaftliche Einheit, angeregt durch jüdisch-nationale und sozial-humanistische Ideale. So ist der Kibbuz die Erfüllung dieser Ideale: die nationale Wiedergeburt des jüdischen Volkes im historischen Heimatland und die soziale Umschichtung der Volksmassen. Es ist keine — vom Staat erzwungene — Kommune nach russischem oder chinesischem Muster, es ist die Errichtung einer Gesellschaft, in der alle Mitglieder gleiche Rechte haben und jeder nach seinen Kräften und Fähigkeiten für seinen Anteil am wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben verantwortlich ist. Die Anfänge dieser Bewegung gehen auf das Jahr 1909 zurück, als sich am See Genezareth eine Zehnergruppe zu einem Kollektiv unter dem Namen „Dagania“ zusammenschloß, welches unter dem Begriff „Mutter der Kibbutzim“ in die Geschichte Israels einging.

Alle Mitglieder eines Kibbuz haben gleiche Rechte, egal welcher Wissensbildung sie angehören. Die gesamten Verdienste fließen in eine gemeinsame Kasse, aus der alle für das Leben notwendigen Dinge wie Verpflegung, Wohnung, Möbel, Taschengeld etc. bestritten werden. Diese Genossenschaften verfügen über Kindergarten, Schulen, Krankenstationen mit Ärzten usw. Nur die Gemeinschaft besitzt Fahrzeuge, der einzelne Kibbuznik nicht. Der Kibbuz zahlt die erforderlichen Steuern an den Staat, der das Land als Staatsland für 99 Jahre zur Verfügung stellt.

Die allgemeine Versammlung aller Mitglieder bestimmt Gesetze und Regeln des Kibbuz. Sie wählt die Verwaltung, genehmigt das Budget, bespricht Anregungen und Beschwerden und entscheidet über Aufnahme und Ausschluß aus dem Kibbuz. Ihr untersteht auch das für 2 Jahre — meist aus 7—11 Mitgliedern bestehende — Sekretariat, welches alles verwaltet, was den Kibbuz angeht. Ein „Arbeitsverteiler“ weist den Mitgliedern — entsprechend ihren Fähigkeiten — die Arbeit zu. Der Kibbuz legt großen Wert auf die Pflege und Erziehung seiner Kinder. Er trägt die volle Verantwortung für jedes Kind vom Kindesalter bis zur Reife. Alle Kibbuz-Mitglieder und ihre Kinder sind in der Armee registriert, in der sie 2—3 Jahre Dienst tun müssen.

Der Haupterwerbszweig ist die Landwirtschaft, auf welchem Gebiet die Kibbutzim heute führend im Lande sind. Es ist erstaunlich, was in diesem Bereich in Israel geschaffen wurde, wenn man bedenkt, daß der jüdische Bauer ursprünglich keine Erfahrungen und Kenntnisse in der Landwirtschaft besaß. Z. B. wurden in den wüstenartigen Gegenden des Jordantales riesige Teiche und Bewässerungsanlagen errichtet, die aus dem Wasser des Sees Genezareth gespeist werden. Da das Wasser kostbar und teuer ist, werden bei Überschreitung der vorgeschriebenen Mengen Strafen auferlegt. Aber die Kibbuzniks sind auch in der Industrie tätig, betreiben Fabrikbetriebe etc.



Mehrere der 250 Kibbuzim mit mehr als 100000 Mitgliedern, das sind 4% der Gesamtbevölkerung, haben auch Gästehäuser errichtet, welche der israelischen Hotelvereinigung angeschlossen und als 3- bis 4-Sterne-Hotels eingestuft sind. Die Gästehäuser bieten mit großen, eleganten Aufenthaltsräumen, Swimmingpools, teils Badestränden an den Meeren oder Seen sowie modern eingerichteten Zimmern jeglichen Komfort.

Seit dem Beginn dieser einzigartigen Kibbuz-Bewegung haben Sektiker schon ein baldiges Ende vorausgesagt. Inzwischen bestehen diese Genossenschaften bereits 75 Jahre, und in den heutigen Kibbuzim leben Enkel und Urenkel der Gründer. Dennoch ist nicht zu verschweigen, daß gewisse Schwierigkeiten hinsichtlich eines ausreichenden Nachwuchses bestehen.

## Freudenstadt

*Wem gehört unser Wald?*

*Jedes Fleckchen Erde in der Bundesrepublik hat seinen Besitzer*

Irmeli Altendorf

Über das Baumsterben im Wald, das „Waldsterben“ wird, ganz zu Recht, viel und lauthals geklagt. Jeder von uns findet sich von dieser Tragödie unmittelbar angesprochen, so als seien wir direkt und elementar davon betroffen.

Wir Deutsche hatten schon immer ein besonderes Verhältnis zum Wald. Das verstärkte sich in der Zeit der „Romantik“, wuchs mit dem Nationalbewußtsein, mit dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit — und hat sich seither nicht abgeschwächt. Nun, da der Wald unmittelbar, ja, elementar bedroht ist, fühlt sich jeder auf besondere Weise diesem gefährdeten Wald zugehörig. Der wachsende Tourismus, der ja nicht nur das Ausland, vielmehr — in jüngster Zeit verstärkt — auch das Inland und hier natürlich die bewaldeten Regionen zum Ziel hat, weckte das Verständnis für die Belange des Waldes, während sich der Umweltschutz eigentlich erst sehr spät und erst in den letzten Jahren für den Wald engagierte. Bis dahin waren die Reinhaltung der Gewässer und die der Luft von den groben, sichtbaren Schadstoffen vordringlich. Heute fühlt sich die Mehrheit der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland ganz unmittelbar angerührt, wo es um den Wald geht, so als betreffe es sein Eigentum. Dabei liegen die Eigentumsverhältnisse beim Wald klar. Er gehört den eingetragenen Besitzern. Kein Fleckchen Erde in der Bundesrepublik ist ohne einen solchen Besitzer, auch nicht der Wald, selbst nicht entfernteste oder versteckt liegende Partien in diesem Wald oder an sonstigen, vielleicht unzugänglich erscheinenden Stellen.

### *44% Privatbesitz*

Wie das Statistische Bundesamt mitteilte, gehören gegenwärtig 31% des vorhandenen Waldes hierzulande dem Staat, dem Bund oder den Ländern, 25% den Gemeinden, den Städten und Ortschaften und den Körperschaften, etwa den Kirchen. 44% jedoch sind Privatbesitz — eine sicherlich erstaunliche Tatsache, die sich allerdings in den letzten Jahrzehnten kaum veränderte. Fast ein Drittel der Bundesrepublik ist mit Wald bedeckt; der

Waldbestand hat in den letzten 30 Jahren leicht zugenommen, eine insgesamt erfreuliche Entwicklung. Der größte Teil unserer Waldfläche besteht aus Hochwald, das heißt — er ist mit Bäumen bedeckt, die, aus selektiertem Samen hervorgegangen, wirtschaftlich genutzt werden, mit Fichten, Tannen, Kiefern, Buchen, von Menschen systematisch angepflanzt und nach forstlichen Gesichtspunkten bewirtschaftet. Niederwald besteht demgegenüber aus Bäumen, die ausschließlich aus „Stockausschlag“ hervorgingen, aus Hecken und Buschwerk. Der Mittelwald verbindet beides: Wildwuchs und Anpflanzung, Baum und Busch und gilt in den Augen der Ökologen, der Umweltwissenschaftler, als optimal für Pflanzen und Tiere, als am günstigsten für das Gleichgewicht in der Natur; sicherlich wird sich gerade von hier aus eines Tages der Wald wieder regenerieren.

Der heutige Staatswald kommt aus den Besitztümern der Landesfürsten und aus der Verstaatlichung von Kirchen- und Klosterliegenschaften, was insofern die Veränderung im gesellschaftlichen und vor allem politischen Leben widerspiegelt. Dabei gab es diesen Staatswald schon einmal in der Geschichte, nämlich im frühen Mittelalter als Reichswald, als Bann- oder Königswald, der den deutschen Kaisern oder Königen und deren Administration vorbehalten war. Die Stadt- und Gemeindewälder gehen auf die Allmende zurück, der wesentlichen Lebensgrundlage der Bürger und Bauern in den Städten und Dörfern mit den entsprechenden Waldnutzungsrechten, dem Bau- und vor allem auch dem Brennholzeinschlag: Man konnte damals die meist kalten Winter nur überstehen, wenn man genügend Holz zum Wärmen der Stuben hatte. Der Privatwald entstand erst in den letzten 200 Jahren in diesem Ausmaß: Man übertrug Allmendewald auf eingesessene Familien in den Gemeinden, häufig auch, weil man — durch die Zeitläufe, die vielen Kriege etwa, in Bedrängnis geraten — Geld für öffentliche, soziale Zwecke zumeist, benötigte. Allerdings besaßen auch schon im Mittelalter Bauern eigenen Wald, vorwiegend in den Rodungsgebieten, also dort, wo sie aus eigener Kraft neues Siedlungsgebiet erschlossen, in den Wald also ihre Äcker einrodeten und diese vor Wildschäden schützen und bewahren mußten.

### *Waldbesitz-Auflagen*

Waldbesitzer haben es heutzutage nicht einfach. Sie können ihr Gebiet weder „einzäunen“ noch willkürlich verändern. Ihr Eigentum unterliegt den besonderen Bestimmungen der Forstgesetze, und sie haben ihre Waldparzellen der Allgemeinheit offenzuhalten. Der Wald ist Erholungsgebiet. Er gilt zudem als Umweltfaktor zur ständigen Reinigung der Luft, für einen intakten Wasserhaushalt und für die Klimaverbesserung. So decken 6 Bäume etwa den Sauerstoffbedarf eines Menschen; sein Auto allerdings benötigt im Durchschnitt 15 Bäume. Das macht es klar, daß der Waldbesitzer mit seinem Eigentum „nicht wuchern“ darf. Einschlagquoten sind ebenso zu beachten wie die Pflicht zur Aufforstung des geschlagenen Holzes. Die Waldfläche, ohnehin — gemessen am Weltdurchschnitt — in der Bundesrepublik noch zu klein (nur 0,11 Hektar pro Kopf gegenüber 1,1 im Welt-durchschnitt), muß erhalten bleiben. Der Schaden aber etwa durch das Baumsterben trifft den Privatwaldbesitzer voll und ganz. Bislang stehen hier die Entschädigungsregelungen aus. Der Schuldige muß juristisch erst noch gefunden werden.

## Wehrbereich VI

### *Wochenende für Soldatenfrauen IV*

Ute Daumann

25 Soldatenfrauen aus den verschiedensten Standorten des Wehrbereichs IV trafen sich bei den Herz-Jesu-Missionaren im Haus Oase in Steinerskirchen. Unsere geistliche Begleitung war Schwester Luitgara, zu deren vielfältigen Aufgaben ihres Lebens auch die Ausbildung von Novizinnen gehörte.

Am ersten Abend stellten wir einander mit Hilfe von Bildern vor, sprachen über unsere Wünsche, unsere Hoffnungen und Sehnsüchte: zu sich selbst finden — Glauben versuchen — Leben annehmen. Dank der persönlichen Offenheit von Schwester Luitgara ließen wir uns gern von ihr führen: zur Ruhe — zur Besinnung — zum gemeinsamen Schweigen — zur gemeinsamen Meditation mit einer anderen Gruppe, die mit einem Kanon abschloß.

Den neuen Tag begannen wir mit einem Morgenlob vor dem Frühstück. Singen war überhaupt gefragt: Wie schnell lernten sich die Lieder beim gemeinsamen Üben! Nach einer Besinnung über das Glaubensbekenntnis von Pfr. Thomas Schwaiger aus seinem Buch „Muschel am Ohr“ bereiteten wir uns auf ein neues Erlebnis vor. Gemeinsam lasen wir ein Evangelium — begaben uns schweigend auf unsere Wanderung, versuchten uns hineinzuversetzen in die Lage Johannes des Täufers, der am Jordan taufte, dem eine große Anhängerschaft zulief und der dennoch in Demut sagen konnte: „Nach mir kommt einer, der ist stärker als ich; ich bin es nicht wert, mich zu bücken und ihm die Schuhe zu schnüren“ (Mk 1,4–8). Anlaß für einen Austausch der Gedanken.

Ein neuer Text — ein neues Schweigen — eine neue Station: In diesem Text fanden wir alle unsere Kümernisse und Fragen wieder. Wie belastbar darf ich sein? Kann ich mich wehren, ohne mich unchristlich zu fühlen? Ist Zweifel an dem Willen Gottes Unglaube? Wir waren einander sehr nahe.

Am Nachmittag wieder gemeinsamer Gesang, Besinnung und die Vorbereitung auf die Eucharistiefeier mit Pater Sepp. Am Abend eine Meditation über ein Gebet der Theresa von Avila: „Herr der Töpfe und Pfannen, ich habe keine Zeit, ein Heiliger zu sein . . .“

Anschließend wurde wieder Stille angeboten. Für die Lebhafteren unter uns aber eine Meditation des Tanzes. Wir übten mit Begeisterung und Temperament gemeinsam mit Schwester Luitgara und Schwester Christiana israelische Tänze. Angeregt wurden wir hierzu durch einen Film über eine Eucharistiefeier in Zaire. In diesem Film tanzte jeder.

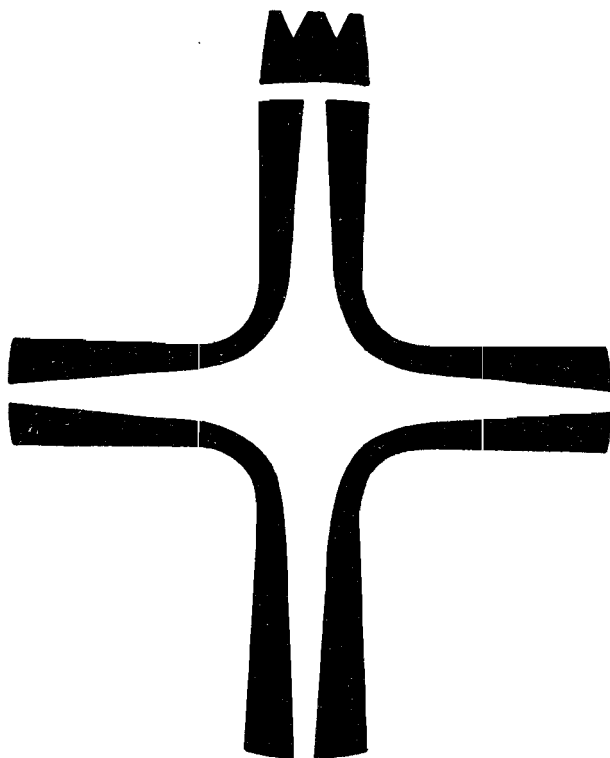
Auch der Bischof und seine Priester tanzten in den herrlichsten Gewändern um den Altar: unnachahmlich-nachahmenswert! Der ganze Mensch — ein Gebet!

Am anderen Morgen, nach Morgenlob und Frühstück, war das Gebet Inhalt unserer Gespräche. Anschließend zeigte Schwester Luitgara zu diesem Thema einen Film: „Hier bin ich — der Elefant.“ Danach ermunterte sie uns gruppenweise, die Eucharistiefeier mit dem

Bußakt, den Fürbitten, dem Gabengebet und dem Schlußgebet selbst zu gestalten. Aus der Predigt machte Pater Sepp ein Predigtgespräch zum Sonntagstext: Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört (Mt 22,21). Ein Thema, das die Gemüter erhitzte.

Nach dem Mittagessen fiel uns der Abschied auch von Schwester Luitgara wieder schwer. Wir wissen aber, in Gedanken begleiten wir einander — und finden uns u. a. wieder in einem anderen Teil des Gebetes von Theresa v. Avila:

Herr, mache Dein Aschenbrödel zu einer himmlischen Prinzessin,  
erwärme die Küche mit Deiner Liebe  
und erleuchte sie mit Deinem Frieden.



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

**Herausgeber:** GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

**Redaktion:**

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur

Wilhelm Lehmkämpfer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche

Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

**Brief-Zuschriften:** auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn, Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — Generalvikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der Redaktion.

**Druck:** Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden Verlag.